

## Zweiter Abschnitt:

# Politische Oekonomie.

### I. Gegenstand und Methode.

Die politische Oekonomie, im weitesten Sinne, ist die Wissenschaft von den Gesetzen, welche die Produktion und den Austausch des materiellen Lebensunterhalts in der menschlichen Gesellschaft beherrschen. Produktion und Austausch sind zwei verschiedene Funktionen. Produktion kann stattfinden ohne Austausch, Austausch — eben weil von vorn herein nur Austausch von Produkten — nicht ohne Produktion. Jede dieser beiden gesellschaftlichen Funktionen steht unter dem Einfluß von größtentheils besonderen äußeren Einwirkungen und hat daher auch größtentheils ihre eignen, besondern Gesetze. Aber andererseits bedingen sie einander in jedem Moment und wirken in solchem Maß auf einander ein, daß man sie als die Abscisse und die Ordinate der ökonomischen Kurve bezeichnen könnte.

Die Bedingungen, unter denen die Menschen produziren und austauschen, wechseln von Land zu Land, und in jedem Lande wieder von Generation zu Generation. Die politische Oekonomie kann also nicht dieselbe sein für alle Länder und für alle geschichtlichen Epochen. Vom Bogen und Pfeil, vom Steinmesser und nur ausnahmsweise vorkommenden Tauschverkehr des Wilden, bis zur tausendpferdigen Dampfmaschine, zum mechanischen Webstuhl, den Eisenbahnen und der Bank von England ist ein ungeheurer Abstand. Die Feuerländer bringen es nicht zur Massenproduktion und zum Welthandel, ebensowenig wie zur Wechselreiterei oder zu einem Börsenkrach. Wer die politische Oekonomie Feuerlands unter dieselben Gesetze bringen wollte mit der des heutigen Englands, würde damit augenscheinlich nichts zu Tage fördern als den allerbanalsten Gemeinplatz. Die politische Oekonomie ist somit wesentlich eine historische Wissenschaft. Sie behandelt einen geschichtlichen, das heißt einen stets wechselnd-

den Stoff; sie untersucht zunächst die besondern Gesetze jeder einzelnen Entwicklungsstufe der Produktion und des Austausches, und wird erst am Schluß dieser Untersuchung die wenigen, für Produktion und Austausch überhaupt geltenden, ganz allgemeinen Gesetze aufstellen können. Wobei es sich jedoch von selbst versteht, daß die für bestimmte Produktionsweisen und Austauschformen gültigen Gesetze auch Gültigkeit haben für alle Geschichtsperioden, denen jene Produktionsweisen und Austauschformen gemeinsam sind. So z. B. tritt mit der Einführung des Metallgeldes eine Reihe von Gesetzen in Wirksamkeit, die für alle Länder und Geschichtsabschnitte gültig bleibt, in denen Metallgeld den Austausch vermittelt.

Mit der Art und Weise der Produktion und des Austausches einer bestimmten geschichtlichen Gesellschaft, und mit den geschichtlichen Vorbedingungen dieser Gesellschaft, ist auch gleichzeitig gegeben die Art und Weise der Vertheilung der Produkte. In der Stamm- oder Dorfgemeinde mit gemeinsamem Grundeigenthum, mit der, oder mit deren sehr erkennbaren Ueberresten alle Kulturvölker in die Geschichte eintreten, versteht sich eine ziemlich gleichmäßige Vertheilung der Produkte ganz von selbst; wo größere Ungleichheit der Vertheilung unter den Mitgliedern eintritt, da ist sie auch schon ein Anzeichen der beginnenden Auflösung der Gemeinde. — Der große wie der kleine Ackerbau lassen je nach den geschichtlichen Vorbedingungen, aus denen sie sich entwickelt haben, sehr verschiedene Vertheilungsformen zu. Aber es liegt auf der Hand, daß der große stets eine ganz andere Vertheilung bedingt als der kleine; daß der große einen Klassengegensatz — Sklavenhalter und Sklaven, Grundherren und Frohnbauern, Kapitalisten und Lohnarbeiter — voraussetzt oder erzeugt, während beim kleinen ein Klassenunterschied der bei der Ackerbauproduktion thätigen Individuen keineswegs bedingt ist und im Gegentheil durch sein bloßes Dasein den beginnenden Verfall der Parzellenwirthschaft anzeigt. — Die Einführung und Verbreitung des Metallgeldes in einem Lande, wo bisher ausschließlich oder vorwiegend Naturalwirthschaft galt, ist stets mit einer langsameren oder schnelleren Umwälzung der bisherigen Vertheilung verbunden, und zwar so, daß die Ungleichheit der Vertheilung unter den Einzelnen, also der Gegensatz von Reich und Arm, mehr und mehr gesteigert wird. — Der lokale, zünftige Handwerksbetrieb des Mittelalters machte große Kapitalisten und lebenslängliche Lohnarbeiter ebenso unmöglich, wie die moderne große Industrie, die heutige Kreditausbildung, und die der Entwicklung Beider entsprechende Austauschform, die freie Konkurrenz, sie mit Nothwendigkeit erzeugen.

Mit den Unterschieden in der Vertheilung aber treten die Klassenunterschiede auf. Die Gesellschaft theilt sich in bevorzugte und benachtheiligte, ausbeutende und ausgebeutete, herrschende und beherrschte Klassen, und der Staat, zu dem sich die naturwüchsigcn Gruppen gleichstämmiger Gemeinden zunächst nur behufs der Wahrnehmung gemeinsamer Interessen (Verieselung im Orient z. B.) und wegen des Schutzes nach Außen fortentwickelt hatten, erhält von nun an eben so sehr den Zweck, die Lebens- und Herrschaftsbedingungen der herrschenden gegen die beherrschte Klasse mit Gewalt aufrecht zu erhalten.

Die Vertheilung ist indeß nicht ein bloßes passives Erzeugniß der Produktion und des Austausches; sie wirkt ebenso sehr zurück auf Beide. Jede neue Produktionsweise oder Austauschform wird im Anfang gehemmt nicht nur durch die alten Formen und die ihnen entsprechenden politischen Einrichtungen, sondern auch durch die alte Vertheilungsweise. Sie muß sich die ihr entsprechende Vertheilung erst in langem Kampf erringen. Aber je beweglicher, je mehr der Ausbildung und Entwicklung fähig eine gegebene Produktions- und Austauschweise ist, desto rascher erreicht auch die Vertheilung eine Stufe, in der sie ihrer Mutter über den Kopf wächst, in der sie mit der bisherigen Art der Produktion und des Austausches in Widerstreit geräth. Die alten naturwüchsigcn Gemeinwesen, von denen schon die Rede war, können Jahrtausende bestehen, wie bei Indern und Slaven noch heute, ehe der Verkehr mit der Außenwelt in ihren Innern die Vermögensunterschiede erzeugt, in Folge deren ihre Auflösung eintritt. Die moderne kapitalistische Produktion dagegen, die kaum dreihundert Jahre alt und erst seit Einführung der großen Industrie, also seit hundert Jahren, herrschend geworden ist, hat in dieser kurzen Zeit Gegensätze der Vertheilung fertig gebracht — Konzentration der Kapitalien in wenigen Händen einerseits, Konzentration der besitzlosen Massen in den großen Städten andererseits — an denen sie nothwendig zu Grunde geht.

Der Zusammenhang der jedesmaligen Vertheilung mit den jedesmaligen materiellen Existenzbedingungen einer Gesellschaft liegt so sehr in der Natur der Sache, daß er sich im Volksinstinkt regelmäßig wieder spiegelt. So lange eine Produktionsweise sich im aufsteigenden Akt ihrer Entwicklung befindet, so lange jubeln ihr sogar diejenigen entgegen, die bei der ihr entsprechenden Vertheilungsweise den Kürzeren ziehen. So die englischen Arbeiter beim Aufkommen der großen Industrie. Selbst so lange diese Produktionsweise die gesellschaftlich-normale bleibt, herrscht im Ganzen Zufriedenheit mit der Vertheilung, und erhebt sich Einspruch — so dann aus dem Schoß

der herrschenden Klasse selbst (Saint-Simon, Fourier, Owen) und findet bei der ausgebeuteten Masse erst recht keinen Anklang. Erst wenn die fragliche Produktionsweise ein gut Stück ihres absteigenden Nits hinter sich, wenn sie sich halb überlebt hat, wenn die Bedingungen ihres Daseins größtentheils verschwunden sind und ihr Nachfolger bereits an die Thür klopft — erst dann erscheint die immer ungleicher werdende Vertheilung als ungerecht, erst dann wird von den überlebten Thatsachen an die sogenannte ewige Gerechtigkeit appellirt. Dieser Appell an die Moral und das Recht hilft uns wissenschaftlich keinen Finger breit weiter; die ökonomische Wissenschaft kann in der sittlichen Entrüstung, und wäre sie noch so gerechtfertigt, keinen Beweisgrund sehen, sondern nur ein Symptom. Ihre Aufgabe ist vielmehr, die neu hervortretenden gesellschaftlichen Mißstände als nothwendige Folgen der bestehenden Produktionsweise, aber auch gleichzeitig als Anzeichen ihrer hereinbrechenden Auflösung nachzuweisen und innerhalb der sich auflösenden ökonomischen Bewegungsform die Elemente der zukünftigen, jene Mißstände beseitigenden, neuen Organisation der Produktion und des Austausches aufzudecken. Der Bohn, der den Poeten macht, ist bei der Schilderung dieser Mißstände ganz am Platz, oder auch beim Angriff gegen die, diese Mißstände läugnenden oder beschönigenden Harmoniker im Dienst der herrschenden Klasse; wie wenig er aber für den jedesmaligen Fall beweist, geht schon daraus hervor, daß man in jeder Epoche der ganzen bisherigen Geschichte Stoff genug für ihn findet.

Die politische Dekonomie, als die Wissenschaft von den Bedingungen und Formen, unter denen die verschiedenen menschlichen Gesellschaften produziert und ausgetauscht, und unter denen sich demgemäß jedesmal die Produkte vertheilt haben — die politische Dekonomie in dieser Ausdehnung soll jedoch erst geschaffen werden. Was wir von ökonomischer Wissenschaft bis jetzt besitzen, beschränkt sich fast ausschließlich auf die Genesis und Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise: es beginnt mit der Kritik der Reste der feudalen Produktions- und Austauschformen, weist die Nothwendigkeit ihrer Ersetzung durch kapitalistische Formen nach, entwickelt dann die Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise und ihrer entsprechenden Austauschformen nach der positiven Seite hin, d. h. nach der Seite, wonach sie die allgemeinen Gesellschaftszwecke fördern, und schließt ab mit der sozialistischen Kritik der kapitalistischen Produktionsweise, d. h. mit der Darstellung ihrer Gesetze nach der negativen Seite hin, mit dem Nachweis, daß diese Produktionsweise durch ihre eigne Entwicklung dem Punkt zutreibt, wo sie sich selbst unmöglich

macht. Diese Kritik weist nach, daß die kapitalistischen Produktions- und Austauschformen mehr und mehr eine unerträgliche Fessel werden für die Produktion selbst; daß der durch jene Formen mit Nothwendigkeit bedingte Vertheilungsmodus eine Klassenlage von täglich sich steigender Unerträglichkeit erzeugt hat, den sich täglich verschärfenden Gegensatz von immer wenigeren, aber immer reicheren Kapitalisten und von immer zahlreicheren und im Ganzen und Großen immer schlechter gestellten besitzlosen Lohnarbeitern; und endlich, daß die innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise erzeugten, massenhaften Produktivkräfte, die von jener nicht mehr zu bändigen sind, nur der Besitzergreifung harren durch eine zum planmäßigen Zusammenwirken organisirte Gesellschaft, um allen Gesellschaftsgliedern die Mittel zur Existenz und zu freier Entwicklung ihrer Fähigkeiten zu sichern, und zwar in stets wachsendem Maß.

Um diese Kritik der bürgerlichen Dekonomie vollständig durchzuführen, genügte nicht die Bekanntschaft mit der kapitalistischen Form der Produktion, des Austausches und der Vertheilung. Die ihr vorhergegangenen oder die noch neben ihr, in weniger entwickelten Ländern bestehenden Formen mußten ebenfalls, wenigstens in den Hauptzügen, untersucht und zur Vergleichung gezogen werden. Eine solche Untersuchung und Vergleichung ist bis jetzt im Ganzen und Großen nur von Marx angestellt worden, und seinen Forschungen verdanken wir daher auch fast ausschließlich das, was über die vorbürgerliche theoretische Dekonomie bisher festgestellt ist.

Obwohl gegen Ende des 17. Jahrhunderts in gewissen Kreisen entstanden, ist die politische Dekonomie im engeren Sinn, in ihrer positiven Formulirung durch die Physiokraten und Adam Smith, doch wesentlich ein Kind des 18. Jahrhunderts und reiht sich den Errungenschaften der gleichzeitigen großen französischen Aufklärer an mit allen Vorzügen und Mängeln jener Zeit. Was wir von den Aufklärern gesagt, gilt auch von den damaligen Dekonomen. Die neue Wissenschaft war ihnen nicht der Ausdruck der Verhältnisse und Bedürfnisse ihrer Epoche, sondern der Ausdruck der ewigen Vernunft; die von ihr entdeckten Gesetze der Produktion und des Austausches waren nicht Gesetze einer geschichtlich bestimmten Form jener Thätigkeiten, sondern ewige Naturgesetze; man leitete sie ab aus der Natur des Menschen. Aber dieser Mensch, bei Lichte besehen, war der damalige, im Uebergang zum Bourgeois begriffene Mittelbürger, und seine Natur bestand darin, unter den damaligen, geschichtlich bestimmten Verhältnissen zu fabriziren und Handel zu treiben. —

Nachdem wir unsern „kritischen Grundleger“ Herrn Dühring und seine Methode aus der Philosophie hinlänglich kennen gelernt haben, werden wir auch ohne Schwierigkeit vorher sagen können, wie er die politische Oekonomie auffassen wird. In der Philosophie war da, wo er nicht einfach faselte (wie in der Naturphilosophie) seine Anschauungsweise eine Verzerrung derjenigen des 18. Jahrhunderts. Es handelte sich nicht um geschichtliche Entwicklungsgesetze, sondern um Naturgesetze, ewige Wahrheiten. Gesellschaftliche Verhältnisse wie Moral und Recht wurden nicht nach den jedesmaligen geschichtlich vorliegenden Bedingungen, sondern durch die famosen beiden Männer entschieden, von denen der Eine entweder den Andern unterdrückt, oder auch nicht, welches Letztere bisher leider nie vorkam. Wir werden uns also kaum täuschen, wenn wir den Schluß ziehen, daß Herr Dühring die Oekonomie ebenfalls auf endgültige Wahrheiten letzter Instanz, ewige Naturgesetze, tautologische Axiome von ödester Inhaltlosigkeit zurückführen, daneben aber den ganzen positiven Inhalt der Oekonomie, soweit dieser ihm bekannt, durchs Hintertüchlein wieder hereinschmuggeln; und daß er die Vertheilung, als ein gesellschaftliches Ereigniß, nicht aus Produktion und Austausch entwickeln, sondern seinen ruhmvollen beiden Männern zur endgültigen Erledigung überweisen wird. Und da uns dies Alles bereits altbekannte Kunstgriffe sind, so können wir uns hier um so kürzer fassen.

In der That erklärt uns Herr Dühring bereits auf S. 2, daß seine Oekonomie Bezug nimmt auf das in seiner Philosophie „Festgestellte“ und sich „in einigen wesentlichen Punkten an übergeordnete und in einem höhern Untersuchungsgebiet bereits ausgemachte Wahrheiten anlehnt“. Ueberall dieselbe Zudringlichkeit der Selbstanpreisung. Ueberall der Triumph des Herrn Dühring über das von Herrn Dühring Festgestellte und Ausgemachte. Ausgemacht in der That, das haben wir des Breiteren gesehen — aber wie man ein schwaches Licht ausmacht.

Gleich darauf haben wir „die allgemeinsten Naturgesetze aller Wirthschaft“ — also hatten wir richtig gerathen. Aber diese Naturgesetze lassen nur dann ein richtiges Verständniß der abgelebten Geschichte zu, wenn man sie „in derjenigen näheren Bestimmung untersucht, die ihre Ergebnisse durch die politischen Unterwerfungs- und Gruppierungsformen erfahren haben. Einrichtungen wie die Sklaverei und die Lohnhörigkeit, zu denen sich als Zwillingengeburt das Gewalteigenthum gesellte, sind als sozialökonomische Verfassungsformen echt politischer Natur zu betrachten, und bilden in der bisherigen Welt den Rahmen, inner-

halb dessen sich die Wirkungen wirthschaftlicher Naturgesetze allein zeigen konnten“.

Dieser Satz ist die Fanfare, die uns als Wagner'sches Leitmotiv den Anmarsch der beiden famosen Männer verkündet. Aber er ist noch mehr, er ist das Grundthema des ganzen Dühring'schen Buchs. Beim Recht wußte Herr Dühring uns nichts zu bieten, als eine schlechte Uebersetzung der Rousseauschen Gleichheitstheorie ins Sozialistische, wie man sie in jedem pariser Arbeiter-Estaminet seit Jahren weit besser hören kann. Hier gibt er eine nicht bessere, sozialistische Uebersetzung der Klagen der Dekonomen über die Verfälschung der ökonomischen ewigen Naturgesetze und ihrer Wirkungen durch die Einmischung des Staats, der Gewalt. Und hiermit steht er verdienter Maßen unter den Sozialisten ganz allein. Jeder sozialistische Arbeiter, einerlei welcher Nationalität, weiß ganz gut, daß die Gewalt die Ausbeutung nur schützt, aber nicht verursacht; daß das Verhältniß von Kapital und Lohnarbeit der Grund seiner Ausbeutung ist, und daß dieses auf rein ökonomischem und keineswegs auf gewaltsamem Wege entstanden ist.

Des Weiteren erfahren wir nun, daß man bei allen ökonomischen Fragen „zwei Hergänge, den der Produktion und den der Vertheilung, wird unterscheiden können“. Außerdem habe der bekannte oberflächliche J. B. Say noch einen dritten Hergang, den des Verbrauchs, der Konsumtion, hinzugefügt, aber nichts Gescheutes darüber zu sagen gewußt, ebensowenig wie seine Nachfolger. Der Austausch oder die Cirkulation aber sei nur eine Unterabtheilung der Produktion, zu der Alles gehöre, was geschehen muß, damit die Erzeugnisse an den letzten und eigentlichen Konsumenten gelangen. — Wenn Herr Dühring die beiden wesentlich verschiedenen, wenn auch sich gegenseitig bedingenden Prozesse der Produktion und der Cirkulation zusammenwirft, und ganz ungenirt behauptet, aus der Unterlassung dieser Verwirrung könne „nur Verwirrung entstehen“, so beweist er damit bloß, daß er die kolossale Entwicklung, die gerade die Cirkulation in den letzten fünfzig Jahren durchgemacht hat, nicht kennt oder nicht versteht; wie denn auch sein Buch weiterhin bestätigt. Damit nicht genug. Nachdem er so Produktion und Austausch in Eins als Produktion schlechthin zusammengefaßt, stellt er die Vertheilung neben die Produktion als einen zweiten, ganz äußerlichen Hergang hin, der mit dem ersten gar nichts zu schaffen hat. Nun haben wir gesehen, daß die Vertheilung in ihren entscheidenden Zügen jedesmal das nothwendige Ergebnis der Produktions- und Austauschverhältnisse einer bestimmten Gesellschaft, sowie der geschichtlichen Vorbedingungen dieser

Gesellschaft ist, und zwar dergestalt, daß wenn wir diese kennen, wir mit Bestimmtheit auf die in dieser Gesellschaft herrschende Vertheilungsweise schließen können. Wir sehen aber ebenfalls, daß Herr Dühring, wenn er den in seiner Moral-, Rechts- und Geschichtsauffassung „festgestellten“ Grundsätzen nicht untreu werden will, diese elementare ökonomische Thatsache verläugnen muß, und daß er dies namentlich muß, wenn es gilt, seine beiden unentbehrlichen Männer in die Dekonomie hineinzuschmuggeln. Und nachdem die Vertheilung glücklich alles Zusammenhangs mit der Produktion und dem Austausch entledigt, kann dies große Ereigniß vor sich gehn.

Erinnern wir uns indeß zuerst, wie die Sache bei Moral und Recht sich entwickelte. Hier fing Herr Dühring ursprünglich mit nur Einem Mann an; er sagte: „Ein Mensch, insofern er als einzig, oder, was dasselbe leistet, als außer jedem Zusammenhang mit Andern gedacht wird, kann keine Pflichten haben. Für ihn gibt es kein Sollen, sondern nur ein Wollen.“ Was aber ist dieser pflichtenlose, als einzig gedachte Mensch anders, als der fatale „Urjude Adam“ im Paradiese, wo er ohne Sünde ist, weil er eben keine begehen kann? — Aber auch diesem wirklichkeitsphilosophischen Adam steht ein Sündenfall bevor. Neben diesen Adam tritt plötzlich — zwar keine Eva mit wallendem Lockenhaar, aber doch ein zweiter Adam. Und sofort erhält Adam Pflichten und — bricht sie. Statt seinen Bruder als Gleichberechtigten an seinen Busen zu schließen, unterwirft er ihn seiner Herrschaft, knechtet er ihn — und an den Folgen dieser ersten Sünde, an der Erbsünde der Knechtung, leidet die ganze Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag, weshalb sie auch nach Herrn Dühring keine drei Pfennige werth ist.

Wenn also Herr Dühring, beiläufig gesagt, die „Negation der Negation“ hinreichend der Verachtung preiszugeben glaubte, indem er sie als einen Abklatsch der alten Geschichte vom Sündenfall und der Erlösung bezeichnete, was sollen wir dann sagen von seiner neuesten Ausgabe derselben Geschichte? (denn auch der Erlösung werden wir mit der Zeit, um einen Reptilienausdruck zu gebrauchen, „näher treten“). Jedenfalls doch wohl, daß wir die alte semitische Stammsage vorziehen, bei der es sich dem Männlein und dem Weiblein doch der Mühe verlohnte, aus dem Stand der Unschuld zu treten, und daß Herrn Dühring der Ruhm ohne Konkurrenz verbleiben wird, seinen Sündenfall konstruirt zu haben mit zwei Männern.

Hören wir also nun die Uebersetzung des Sündenfalls ins Dekonomische: „Für den Gedanken der Produktion kann allenfalls die Vorstellung von einem Robinson, welcher mit seinen



Kräften der Natur isolirt gegenübersteht und mit Niemanden etwas zu theilen hat, ein geeignetes Denkschema abgeben. . . . Von einer gleichen Zweckmäßigkeit ist für die Veranschaulichung des Wesentlichsten in dem Vertheilungsgedanken das Denkschema von zwei Personen, deren wirthschaftliche Kräfte sich kombiniren und die sich offenbar bezüglich ihrer Antheile gegenseitig in irgend einer Form auseinandersetzen müssen. Mehr als dieses einfachen Dualismus bedarf es in der That nicht, um in aller Strenge einige der wichtigsten Vertheilungsbeziehungen darzulegen und deren Geseze embryonisch in ihrer logischen Nothwendigkeit zu studiren. . . . Das Zusammenwirken auf gleichem Fuß ist hier ebenso denkbar, als die Kombination der Kräfte durch völlige Unterdrückung des einen Theils, der alsdann als Sklave oder bloßes Werkzeug zum wirthschaftlichen Dienst gepreßt und eben auch nur als Werkzeug unterhalten wird. . . . Zwischen dem Zustande der Gleichheit und dem der Nullität auf der einen und der Omnipotenz und einzig aktiven Betheiligung auf der andern Seite befindet sich eine Reihe von Stufen, für deren Besetzung die Erscheinungen der Weltgeschichte in bunter Mannichfaltigkeit gesorgt haben. Ein universeller Blick für die verschiedenen Rechts- und Unrechtsinstitutionen der Geschichte ist hier die wesentliche Voraussetzung“ . . . und zum Schluß verwandelt sich die ganze Vertheilung in ein „ökonomisches Vertheilungsrecht.“

Jetzt endlich hat Herr Dühring wieder festen Boden unter den Füßen. Arm in Arm mit seinen beiden Männern kann er sein Jahrhundert in die Schranken fordern. Aber hinter diesem Dreigestirn steht noch ein Ungenannter.

„Das Kapital hat die Mehrarbeit nicht erfunden. Ueberall wo ein Theil der Gesellschaft das Monopol der Produktionsmittel besitzt, muß der Arbeiter, frei oder unfrei, der zu seiner Selbsterhaltung nöthigen Arbeitszeit überschüssige Arbeitszeit zusetzen, um die Lebensmittel für den Eigener der Produktionsmittel zu produziren, sei dieser Eigenthümer nun atheniensischer Kalostagathos, etruskischer Theokrat, civis romanus (römischer Bürger), normännischer Baron, amerikanischer Sklavenhalter, walachischer Bojar, moderner Landlord oder Kapitalist.“ (Marx, Kapital, I, 2. Ausg. S. 227.)

Nachdem Herr Dühring auf diese Weise erfahren, was die, allen bisherigen Produktionsformen — soweit sie sich in Klassengegensätzen bewegen — gemeinsame Grundform der Ausbeutung ist, galt es nur noch, seine beiden Männer darauf anzuwenden, und die wurzelhafte Grundlage der Wirklichkeitsökonomie war fertig. Er zauderte keinen Moment mit der Ausführung dieses

„systemschaffenden Gedankens“. Arbeit ohne Gegenleistung, über die zur Selbsterhaltung des Arbeiters nöthige Arbeitszeit hinaus, das ist der Punkt. Der Adam, der hier Robinson heißt, läßt also seinen zweiten Adam, den Freitag, drauflos schanzen. Aber warum schanzt Freitag mehr als er für seinen Unterhalt nöthig hat? Auch diese Frage findet bei Marx theilweise ihre Beantwortung. Das ist aber für die beiden Männer viel zu weitläufig. Die Sache wird kurzer Hand abgemacht: Robinson „unterdrückt“ den Freitag, preßt ihn „als Sklave oder bloßes Werkzeug zum wirthschaftlichen Dienst“ und unterhält ihn „auch nur als Werkzeug“. Mit dieser „neuesten schöpferischen Wendung“ schlägt Herr Dühring wie mit Einer Klappe zwei Fliegen. Erstens erspart er sich die Mühe, die verschiedenen bisherigen Vertheilungsformen, ihre Unterschiede und ihre Ursachen zu erklären: sie taugen einfach allesammt nichts, sie beruhen auf der Unterdrückung, der Gewalt. Darüber werden wir demnächst zu sprechen haben. Und zweitens versetzt er damit die ganze Theorie der Vertheilung vom ökonomischen Gebiet auf das der Moral und des Rechts, d. h. vom Gebiet feststehender materieller Thatfachen auf das mehr oder weniger schwankender Meinungen und Gefühle. Er braucht also nicht mehr zu untersuchen oder zu beweisen, sondern nur noch flott drauflos zu deklamiren, und kann die Forderung stellen, die Vertheilung der Erzeugnisse der Arbeit solle sich richten, nicht nach ihren wirklichen Ursachen, sondern nach dem, was ihm, Herrn Dühring, sittlich und gerecht erscheint. Was aber Herrn Dühring gerecht erscheint, ist keineswegs unwandelbar, also weit entfernt, eine echte Wahrheit zu sein. Denn diese sind ja, nach Herrn Dühring selbst, „überhaupt nicht wandelbar“. Im Jahr 1868 behauptete Herr Dühring (die Schicksale meiner sozialen Denkschrift zc.), es liege „in der Tendenz aller höheren Civilisation, das Eigenthum immer schärfer auszuprägen, und hierin, nicht in einer Konfusion der Rechte und Herrschaftsphären, liegt das Wesen und die Zukunft der modernen Entwicklung.“ Und ferner könne er platterdings nicht absehen, „wie eine Verwandlung der Lohnarbeit in eine andre Art des Erwerbs mit den Gesetzen der menschlichen Natur und der naturnothwendigen Gliederung des gesellschaftlichen Körpers jemals vereinbar werden solle“. Also 1868: Privateigenthum und Lohnarbeit naturnothwendig und daher gerecht; 1876: Beides Ausfluß der Gewalt und des „Raubs“, also ungerecht. Und wir können unmöglich wissen, was einem so gewaltig dahinstürmenden Genius in einigen Jahren möglicher Weise als sittlich und gerecht erscheinen dürfte, und thun daher jedenfalls besser, bei unsrer

Betrachtung der Vertheilung der Reichthümer uns an die wirklichen, objektiven, ökonomischen Gesetze zu halten, und nicht an die augenblickliche, wandelbare, subjektive Vorstellung des Herrn Düring von Recht und Unrecht.

Wenn wir für die heranbrechende Umwälzung der heutigen Vertheilungsweise der Arbeitserzeugnisse sammt ihren schreienden Gegensätzen von Elend und Ueppigkeit, Hungersnoth und Schwelgerei, keine bessere Sicherheit hätten als das Bewußtsein, daß diese Vertheilungsweise ungerecht ist, und daß das Recht doch endlich einmal siegen muß, so wären wir übel dran und könnten lange warten. Die mittelalterlichen Mystiker, die vom nahenden tausendjährigen Reich träumten, hatten schon das Bewußtsein von der Ungerechtigkeit der Klassengegensätze. An der Schwelle der neueren Geschichte, vor dreihundertfünfzig Jahren, ruft Thomas Münzer es laut in die Welt hinaus. In der englischen, in der französischen bürgerlichen Revolution ertönt derselbe Ruf und — verhallt. Und wenn jetzt derselbe Ruf nach Abschaffung der Klassengegensätze und Klassenunterschiede, der bis 1830 die arbeitenden und leidenden Massen kalt ließ, wenn er jetzt ein millionenfaches Echo findet, wenn er ein Land nach dem andern ergreift, und zwar in derselben Reihenfolge und mit derselben Intensität, wie sich in den einzelnen Ländern die große Industrie entwickelt, wenn er in einem Menschenalter eine Macht erobert hat, die allen gegen ihn vereinten Mächten trotzen und des Siegs in naher Zukunft gewiß sein kann — woher kommt das? Daher, daß die moderne große Industrie einerseits ein Proletariat, eine Klasse geschaffen hat, die zum ersten Mal in der Geschichte die Forderung stellen kann der Abschaffung, nicht dieser oder jener besondern Klassenorganisation, oder dieses und jenes besondern Klassenvorrechts, sondern der Klassen überhaupt; und die in die Lage versetzt ist, daß sie diese Forderung durchführen muß bei Strafe des Versinkens in chinesisches Kulithum. Und daß dieselbe große Industrie andererseits in der Bourgeoisie eine Klasse geschaffen hat, die das Monopol aller Produktionswerkzeuge und Lebensmittel besitzt, aber in jeder Schwindelperiode und in jedem darauf folgenden Krach beweist, daß sie unfähig geworden, die ihrer Gewalt entwachsenen Produktivkräfte noch fernerhin zu beherrschen; eine Klasse, unter deren Leitung die Gesellschaft dem Ruin entgegenrennt wie eine Lokomotive, deren eingeklemmte Abzugsklappe der Maschinist zu schwach ist zu öffnen. Mit andern Worten, es kommt daher, daß sowohl die von der modernen kapitalistischen Produktionsweise erzeugten Produktivkräfte wie auch das von ihr geschaffene System der Gütervertheilung in brennenden Widerspruch gerathen sind mit jener

Produktionsweise selbst, und zwar in solchem Grad, daß eine Umwälzung der Produktions- und Vertheilungsweise stattfinden muß, die alle Klassenunterschiede beseitigt, falls nicht die ganze moderne Gesellschaft untergehn soll. In dieser handgreiflichen, materiellen Thatsache, die sich den Köpfen der ausgebeuteten Proletarier mit unwiderstehlicher Nothwendigkeit in mehr oder weniger klarer Gestalt aufdrängt — in ihr, nicht aber in den Vorstellungen dieses oder jenes Stubenhockers von Recht und Unrecht, begründet sich die Siegesgewißheit des modernen Sozialismus.

## II. Gewaltstheorie.

„Das Verhältniß der allgemeinen Politik zu den Gestaltungen des wirthschaftlichen Rechts ist in meinem System so entschieden und zugleich so eigenthümlich bestimmt, daß eine besondere Hinweisung hierauf zur Erleichterung des Studiums nicht überflüssig sein dürfte. Die Gestaltung der politischen Beziehungen ist das geschichtlich Fundamentale, und die wirthschaftlichen Abhängigkeiten sind nur eine Wirkung oder ein Specialfall, und daher stets Thatsachen zweiter Ordnung. Einige der neueren sozialistischen Systeme machen den in die Augen fallenden Schein eines völlig umgekehrten Verhältnisses zum leitenden Prinzip, indem sie aus den wirthschaftlichen Zuständen die politischen Unterordnungen gleichsam herauswachsen lassen. Nun sind diese Wirkungen der zweiten Ordnung als solche allerdings vorhanden, und in der Gegenwart am meisten fühlbar; aber das Primitive muß in der unmittelbaren politischen Gewalt und nicht erst in einer indirekten ökonomischen Macht gesucht werden.“ Ebenso an einer andern Stelle, wo Herr Dühring „von dem Satz ausgeht, daß die politischen Zustände die entscheidende Ursache der Wirthschaftslage sind, und daß die umgekehrte Beziehung nur eine Rückwirkung zweiter Ordnung darstellt . . . so lange man die politische Gruppierung nicht um ihrer selbst willen zum Ausgangspunkt macht, sondern sie ausschließlich als Mittel für Futterzwecke behandelt, wird man, so radikal sozialistisch und revolutionär man auch erscheinen möge, dennoch ein verstecktes Stück Reaktion in sich bergen.“

Das ist die Theorie des Herrn Dühring. Sie wird hier und an vielen andern Stellen einfach aufgestellt, so zu sagen dekretirt. Von auch nur dem geringsten Versuch des Beweises, oder der Widerlegung der entgegenstehenden Ansicht, ist nirgendwo in den drei dicken Büchern die Rede. Und wenn die Beweisgründe so wohlfeil wären wie die Brombeeren, Herr Dühring gäbe uns keine Beweisgründe. Die Sache ist ja schon bewiesen durch den berühmten Sündenfall, wo Robinson den Freitag geknechtet hat. Das war eine Gewaltthat, also eine politische That. Und da diese Knechtung den Ausgangspunkt und die Grundthatsache der ganzen bisherigen Geschichte bildet, und ihr die Erbsünde der Ungerechtigkeit einimpft, so zwar, daß sie in den späteren Perioden nur gemildert und „in die mehr indirekten ökonomischen Abhängigkeitsformen verwandelt“ worden ist; da ebenfalls auf dieser Urknechtung das ganze bisher geltend gebliebene „Gewaltheigenthum“ beruht, so ist klar, daß alle ökonomischen Erscheinungen aus politischen Ursachen zu erklären sind, nämlich aus der Gewalt. Und wem das nicht genügt, der ist ein versteckter Reaktionär.

Bemerken wir zuerst, daß man nicht weniger in sich selbst verliebt sein muß als Herr Dühring, um diese Ansicht für „so eigenthümlich“ zu halten, wie sie keineswegs ist. Die Vorstellung als wären die politischen Haupt- und Staatsaktionen das Entscheidende in der Geschichte, ist so alt wie die Geschichtschreibung selbst, und ist die Hauptursache davon, daß uns so wenig aufbewahrt worden ist über die sich im Hintergrund dieser lärmenden Auftritte still vollziehende und wirklich vorantreibende Entwicklung der Völker. Diese Vorstellung hat die ganze vergangene Geschichtsauffassung beherrscht und einen Stoß erhalten erst durch die französischen bürgerlichen Geschichtsschreiber der Restaurationszeit; „eigenthümlich“ ist dabei nur, daß Herr Dühring von allem wieder Nichts weiß.

Ferner: nehmen wir für einen Augenblick an, Herr Dühring habe darin Recht, daß alle bisherige Geschichte sich auf die Knechtung des Menschen durch den Menschen zurückführen lasse, so sind wir damit noch lange nicht der Sache auf den Grund gekommen. Sondern es fragt sich zunächst: wie kam der Robinson dazu, den Freitag zu knechten? Des bloßen Vergnügens halber? Durchaus nicht. Wir sehen im Gegentheil, daß Freitag „als Sklave oder bloßes Werkzeug zum wirthschaftlichen Dienst gepreßt und eben auch nur als Werkzeug unterhalten wird.“ Robinson hat Freitag nur geknechtet, damit Freitag zum Nutzen Robinsons arbeite. Und wie kann Robinson aus Freitags Arbeit Nutzen für sich ziehen? Nur dadurch, daß Freitag mehr

Lebensmittel durch seine Arbeit erzeugt, als Robinson ihm geben muß, damit er arbeitsfähig bleibe. Robinson hat also, gegen Herrn Dührings ausdrückliche Vorschrift, die durch die Knechtung Freitags hergestellte „politische Gruppierung nicht um ihrer selbst willen zum Ausgangspunkt gemacht, sondern sie ausschließlich als Mittel für Futterzwecke behandelt“, und möge nun selber zusehen, wie er mit seinem Herrn und Meister Dühring fertig wird.

Das kindliche Exempel also, das Herr Dühring eigens erfunden hat, um die Gewalt als das „geschichtlich Fundamentale“ nachzuweisen, es beweist, daß die Gewalt nur das Mittel, der ökonomische Vortheil dagegen der Zweck ist. Um so viel „fundamentaler“ der Zweck ist als das seinetwegen angewandte Mittel, um ebensoviel fundamentaler ist in der Geschichte die ökonomische Seite des Verhältnisses gegenüber der politischen. Das Beispiel beweist also gerade das Gegentheil von dem was es beweisen soll. Und wie bei Robinson und Freitag, so in allen bisherigen Fällen von Herrschaft und Knechtschaft. Die Unterjochung war stets, um Herrn Dührings elegante Ausdrucksweise zu gebrauchen, „Mittel für Futterzwecke“ (diese Futterzwecke im weitesten Sinn genommen), nie und nirgends aber eine „um ihrer selbst willen“ eingeführte politische Gruppierung. Man muß Herr Dühring sein um sich einbilden zu können, die Steuern seien im Staate nur „Wirkungen zweiter Ordnung“, oder die heutige politische Gruppierung von herrschender Bourgeoisie und beherrschtem Proletariat sei „um ihrer selbst willen“ da, und nicht um der „Futterzwecke“ der herrschenden Bourgeoisie willen, nämlich der Profitmacherei und Kapitalaufhäufung.

Kehren wir indeß wieder zurück zu unsern beiden Männern. Robinson, „mit dem Degen in der Hand“, macht Freitag zu seinem Sklaven. Aber um dies fertig zu bringen, braucht Robinson noch etwas anderes als den Degen. Nicht einem Jeden ist mit einem Sklaven gedient. Um einen solchen brauchen zu können, muß man über zweierlei verfügen: erstens über die Werkzeuge und Gegenstände für die Arbeit des Sklaven, und zweitens über die Mittel für seinen nothdürftigen Unterhalt. Ehe also Sklaverei möglich wird, muß schon eine gewisse Stufe in der Produktion erreicht und ein gewisser Grad von Ungleichheit in der Vertheilung eingetreten sein. Und damit die Sklavenarbeit die herrschende Produktionsweise einer ganzen Gesellschaft werde, braucht es eine noch weit höhere Steigerung der Produktion, des Handels und der Reichthumsansammlung. In den alten naturwüchsigen Gemeinwesen mit Gesamteigenthum am Boden kommt Sklaverei entweder gar nicht vor oder spielt nur eine

sehr untergeordnete Rolle. Ebenso in der ursprünglichen Bauernstadt Rom; als dagegen Rom „Weltstadt“ wurde, und der italische Grundbesitz mehr und mehr in die Hände einer wenig zahlreichen Klasse enorm reicher Eigenthümer kam, da wurde die Bauernbevölkerung verdrängt durch eine Bevölkerung von Sklaven. Wenn zur Zeit der Perserkriege die Zahl der Sklaven in Korinth 460,000, in Megina auf 470,000 stieg und auf jeden Kopf der freien Bevölkerung zehn Sklaven kamen, so gehörte dazu noch etwas mehr als „Gewalt“, nämlich eine hochentwickelte Kunst- und Handwerksindustrie und ein ausgebreiteter Handel. Die Sklaverei in den amerikanischen Vereinigten Staaten beruhte weit weniger auf der Gewalt, als auf der englischen Baumwollindustrie; in den Gegenden, wo keine Baumwolle wuchs, oder die nicht, wie die Gränzstaaten, Sklavenzüchtung für die Baumwollstaaten trieben, starb sie von selbst aus, ohne Anwendung von Gewalt, einfach weil sie sich nicht bezahlte.

Wenn also Herr Dühring das heutige Eigenthum ein Gewalteigenthum nennt und es bezeichnet als „diejenige Herrschaftsform, welche nicht etwa bloß eine Ausschließung des Nebenmenschen von dem Gebrauch der Naturmittel zur Existenz, sondern auch, was noch weit mehr bedeutet, die Unterjochung des Menschen zum Knechtsdienst zu Grunde liegen hat“ — so stellt er das ganze Verhältniß auf den Kopf. Die Unterjochung des Menschen zum Knechtsdienst, in allen ihren Formen, setzt beim Unterjocher die Verfügung voraus über die Arbeitsmittel, vermittelt deren allein er den Geknechteten verwenden, und bei der Sklaverei außerdem noch die Verfügung über die Lebensmittel, womit allein er den Sklaven am Leben erhalten kann. In allen Fällen also schon einen gewissen, den Durchschnitt überschreitenden Vermögensbesitz. Wie ist dieser entstanden? Jedenfalls ist es klar, daß er zwar geraubt sein, also auf der Gewalt beruhen kann, aber daß dies keineswegs nöthig ist. Er kann erarbeitet, erbstohlen, erhandelt, erschwindelt sein. Er muß sogar erarbeitet sein, ehe er überhaupt geraubt werden kann.

Das Privateigenthum tritt überhaupt in der Geschichte keineswegs auf als Ergebnis des Raubs und der Gewalt. Im Gegentheil. Es besteht schon, wenn auch unter Beschränkung auf gewisse Gegenstände, in der uralten naturwüchsigen Gemeinde aller Kulturvölker. Es entwickelt sich bereits innerhalb dieser Gemeinden, zunächst im Austausch mit Fremden, zur Form der Waare. Je mehr die Erzeugnisse der Gemeinde Waarenform annehmen, d. h. je weniger von ihnen zum eignen Gebrauch des Produzenten, und je mehr sie zum Zweck des Austausches produziert werden, je mehr der Austausch auch im Innern der Ge-

meinde die ursprüngliche naturwüchsigige Arbeitstheilung verdrängt, desto ungleicher wird der Vermögensstand der einzelnen Gemeindeglieder, desto tiefer wird die alte Gemeinschaft des Bodenbesitzes untergraben, desto rascher treibt das Gemeinwesen seiner Auflösung in ein Dorf von Parzellenbauern entgegen. Der orientalische Despotismus und die wechselnde Herrschaft erobernder Nomadenvölker konnten diesen alten Gemeinwesen Jahrtausende hindurch nichts anhaben; die allmähliche Zerstörung ihrer naturwüchsigigen Handindustrie durch die Konkurrenz der Erzeugnisse der großen Industrie bringt sie mehr und mehr in Auflösung. Von Gewalt ist da ebensowenig die Rede, wie bei der noch jetzt stattfindenden Auftheilung des gemeinsamen Ackerbesitzes der „Gehöferschaften“ an der Mosel und im Hochwald; die Bauern finden es eben in ihrem Interesse, daß das Privateigenthum am Acker an die Stelle des Gemeineigenthums trete. Selbst die Bildung einer naturwüchsigigen Aristokratie, wie sie bei Kelten, Germanen und im indischen Fünfstromland auf Grund des gemeinsamen Bodeneigenthums erfolgt, beruht zunächst keineswegs auf Gewalt, sondern auf Freiwilligkeit und Gewohnheit. Ueberall wo das Privateigenthum sich herausbildet, geschieht dies in Folge veränderter Produktions- und Austauschverhältnisse, im Interesse der Steigerung der Produktion und der Förderung des Verkehrs — also aus ökonomischen Ursachen. Die Gewalt spielt dabei gar keine Rolle. Es ist doch klar, daß die Einrichtung des Privateigenthums schon bestehen muß, ehe der Räuber sich fremdes Gut aneignen kann; daß also die Gewalt zwar den Besitzstand verändern, aber nicht das Privateigenthum als solches erzeugen kann.

Aber auch um „die Unterjochung des Menschen zum Knechtsdienst“ in ihrer modernsten Form, in der Lohnarbeit zu erklären, können wir weder die Gewalt noch das Gewalteigenthum brauchen. Wir haben schon erwähnt, welche Rolle bei der Auflösung der alten Gemeinwesen, also bei der direkten oder indirekten Verallgemeinerung des Privateigenthums die Verwandlung der Arbeitsprodukte in Waaren, ihre Erzeugung nicht für den eignen Verzehr, sondern für den Austausch spielt. Nun aber hat Marx im „Kapital“ sonnenklar nachgewiesen — und Herr Dühring hütet sich auch nur mit einer Silbe darauf einzugehen — daß auf einem gewissen Entwicklungsgrad die Waarenproduktion sich in kapitalistische Produktion verwandelt, und daß auf dieser Stufe „das auf Waarenproduktion und Waarencirculation beruhende Gesetz der Aneignung oder Gesetz des Privateigenthums durch seine eigne, innere, unvermeidliche Dialektik in sein Gegentheil umschlägt: der Austausch von Aequivalenten, der als die ursprüng-



liche Operation erschien, hat sich so gedreht, daß nur zum Schein ausgetauscht wird, indem erstens der gegen Arbeitskraft ausgetauschte Kapitaltheil selbst nur ein Theil des ohne Aequivalent angeeigneten fremden Arbeitsprodukts ist, und zweitens von seinem Produzenten, dem Arbeiter, nicht nur ersetzt, sondern mit neuem Surplus (Ueberschuß) ersetzt werden muß. . . Ursprünglich erschien uns das Eigenthum gegründet auf eigne Arbeit. . . Eigenthum erscheint jetzt (am Schluß der Marx'schen Entwicklung), auf Seite des Kapitalisten, als das Recht fremde unbezahlte Arbeit, auf Seite des Arbeiters, als Unmöglichkeit sein eignes Produkt anzueignen. Die Scheidung zwischen Eigenthum und Arbeit wird zur nothwendigen Konsequenz eines Gesetzes, das scheinbar von ihrer Identität ausging.“ Mit andern Worten: selbst wenn wir die Möglichkeit alles Raubs, aller Gewaltthat und aller Presserei ausschließen, wenn wir annehmen, daß alles Privateigenthum ursprünglich auf eigener Arbeit des Besitzers beruhe, und daß im ganzen ferneren Verlauf nur gleiche Werthe gegen gleiche Werthe ausgetauscht werden, so kommen wir dennoch bei der Fortentwicklung der Produktion und des Austausches mit Nothwendigkeit auf die gegenwärtige kapitalistische Produktionsweise, auf die Monopolisirung der Produktions- und Lebensmittel in den Händen der einen, wenig zahlreichen Klasse, auf die Herabdrückung der andern, die ungeheure Mehrzahl bildenden Klasse zu besitzlosen Proletariern, auf den periodischen Wechsel von Schwundproduktion und Handelskrise und auf die ganze gegenwärtige Anarchie in der Produktion. Der ganze Hergang ist aus rein ökonomischen Ursachen erklärt, ohne daß auch nur ein einziges Mal der Raub, die Gewalt, der Staat oder irgend welche politische Einmischung nöthig gewesen wäre. Das „Gewalteeigenthum“ erweist sich auch hier bloß als eine renomnistische Phrase, die den Mangel an Verständniß des wirklichen Verlaufs der Dinge verdecken soll.

Dieser Verlauf, historisch ausgedrückt, ist die Entwicklungsgeschichte der Bourgeoisie. Wenn „die politischen Zustände die entscheidende Ursache der Wirthschaftslage sind“, so muß die moderne Bourgeoisie nicht im Kampf mit dem Feudalismus sich entwickelt haben, sondern sein freiwillig erzeugtes Schooßkind sein. Jedermann weiß, daß das Gegentheil stattgefunden hat. Ursprünglich dem herrschenden Feudaladel zinspflichtiger, aus Hörigen und Leibeignen aller Art sich rekrutirender, unterdrückter Stand, hat das Bürgerthum in fortwährendem Kampf mit dem Adel einen Machtposten nach dem andern erobert, und schließlich in den entwickeltesten Ländern an seiner Stelle die Herrschaft in Besitz genommen; in Frankreich, indem es den Adel direkt stürzte,

in England, indem es ihn mehr und mehr verbürgerlichte und ihn sich als seine eigene ornamentale Spitze einverleibte. Und wie brachte es dies fertig? Lediglich durch Veränderung der „Wirthschaftslage“, der eine Veränderung der politischen Zustände früher oder später, freiwillig oder erkämpft, nachfolgte. Der Kampf der Bourgeoisie gegen den Feudaladel ist der Kampf der Stadt gegen das Land, der Industrie gegen den Grundbesitz, der Geldwirthschaft gegen die Naturalwirthschaft, und die entscheidenden Waffen der Bürger in diesem Kampf waren ihre, durch die Entwicklung der erst handwerksmäßigen, später zur Manufaktur vorschreitenden Industrie und durch die Ausbreitung des Handels sich fortwährend steigernenden ökonomischen Mittel. Während dieses ganzen Kampfs stand die politische Gewalt auf Seite des Adels, mit Ausnahme einer Periode, wo die königliche Macht das Bürgerthum gegen den Adel benutzte, um den einen Stand durch den andern im Schach zu halten; aber von dem Augenblick, wo das noch immer politisch ohnmächtige Bürgerthum, vermöge seiner wachsenden ökonomischen Macht, gefährlich zu werden anfang, verbündete sich das Königthum wieder mit dem Adel, und rief dadurch zuerst in England, dann in Frankreich, die Revolution des Bürgerthums hervor. Die „politischen Zustände“ in Frankreich waren unverändert geblieben, während die „Wirthschaftslage“ ihnen entwachsen war. Dem politischen Stand nach war der Adel Alles, der Bürger Nichts; der sozialen Lage nach war der Bürger jetzt die wichtigste Klasse im Staat, während dem Adel alle seine sozialen Funktionen abhanden gekommen waren und er nur noch in seinen Revenüen die Bezahlung dieser verschwundenen Funktionen einstrich. Damit nicht genug: das Bürgerthum war in seiner ganzen Produktion eingezwängt geblieben in die feudalen politischen Formen des Mittelalters, denen diese Produktion — nicht nur die Manufaktur, sondern selbst das Handwerk — längst entwachsen war: in alle die, zu bloßen Chikanen und Fesseln der Produktion gewordenen, tausendfachen Zunftprivilegien und lokalen und provinzialen Zollschranken. Die Revolution des Bürgerthums machte dem ein Ende. Nicht aber indem sie, nach Herrn Dührings Grundsatz, die Wirthschaftslage den politischen Zuständen anpaßte — das hatte ja grade Adel und Königthum Jahrelang umsonst versucht — sondern indem sie umgekehrt den alten modrigen politischen Blunder bei Seite warf und politische Zustände schuf, in denen die neue „Wirthschaftslage“ bestehen und sich entwickeln konnte. Und sie hat sich in dieser ihr angemessenen politischen und rechtlichen Atmosphäre glänzend entwickelt, so glänzend, daß die Bourgeoisie schon nicht mehr weit

von der Stellung ist, die der Adel 1789 einnahm: sie wird mehr und mehr, nicht nur sozial überflüssig, sondern soziales Hinderniß; sie scheidet mehr und mehr aus der Produktionsthätigkeit aus und wird mehr und mehr, wie seiner Zeit der Adel, eine bloß Nebenüben einstreichende Klasse; und sie hat diese Umwälzung in ihrer eigenen Stellung und die Erzeugung einer neuen Klasse, des Proletariats, fertig gebracht ohne irgend welchen Gewaltshofuspokus, auf rein ökonomischem Wege. Noch mehr. Sie hat dies Resultat ihres eignen Thuns und Treibens keineswegs gewollt — im Gegentheil, es hat sich mit unwiderstehlicher Gewalt gegen ihren Willen und gegen ihre Absicht durchgesetzt; ihre eignen Produktionskräfte sind ihrer Leitung entwachsen, und treiben, wie mit Naturnothwendigkeit, die ganze bürgerliche Gesellschaft dem Untergange oder der Umwälzung entgegen. Und wenn die Bourgeois jetzt an die Gewalt appelliren, um die zusammenbrechende „Wirthschaftslage“ vor dem Einsturz zu bewahren, so beweisen sie damit nur, daß sie in derselben Täuschung befangen sind wie Herr Dühring, als seien „die politischen Zustände die entscheidende Ursache der Wirthschaftslage“; daß sie sich einbilden, ganz wie Herr Dühring, sie könnten mit dem „Primitiven“, mit „der unmittelbar politischen Gewalt“ jene „Thatfachen zweiter Ordnung“, die Wirthschaftslage und ihre unabwendbare Entwicklung umschaffen und also die ökonomischen Wirkungen der Dampfmaschine und der von ihr getriebenen modernen Maschinerie, des Welthandels und der heutigen Bank- und Kreditentwicklung mit Kruppanonen und Mausergewehren wieder aus der Welt schießen.

### III. Gewaltstheorie. (Fortsetzung.)

Betrachten wir indeß diese allmächtige „Gewalt“ des Herrn Dühring etwas näher. Robinson knechtet den Freitag „mit dem Degen in der Hand“. Woher hat er den Degen? Auch auf den Phantasie-Inseln der Robinsonaden wachsen bis jetzt die Degen nicht auf den Bäumen, und Herr Dühring bleibt jede Antwort auf diese Frage schuldig. Ebenfogut wie Robinson sich einen Degen verschaffen konnte, ebenfogut dürfen wir annehmen, daß Freitag eines schönen Morgens erscheint mit einem geladenen

Revolver in der Hand, und dann kehrt sich das ganze „Gewalt“-Verhältniß um: Freitag kommandirt und Robinson muß schanzen. Wir bitten die Leser um Verzeihung, daß wir so konsequent auf die, eigentlich in die Kinderstube und nicht in die Wissenschaft gehörige Geschichte von Robinson und Freitag zurückkommen, aber was können wir dafür? Wir sind genöthigt, Herrn Dührings axiomatische Methode gewissenhaft anzuwenden, und es ist nicht unsre Schuld, wenn wir uns dabei stets auf dem Gebiete der reinen Kindlichkeit bewegen. Also der Revolver siegt über den Degen, und damit wird es doch auch wohl dem kindlichsten Axiomatiker begreiflich sein, daß die Gewalt kein bloßer Willensakt ist, sondern sehr reale Vorbedingungen zu ihrer Bethätigung erfordert, namentlich Werkzeuge, von denen das vollkommnere das unvollkommnere überwindet; daß ferner diese Werkzeuge produziert sein müssen, womit zugleich gesagt ist, daß der Produzent vollkommnerer Gewaltswerkzeuge, vulgo Waffen, den Produzenten der unvollkommneren besiegt, und daß, mit Einem Wort, der Sieg der Gewalt beruht auf der Produktion von Waffen, und diese wieder auf der Produktion überhaupt, also — auf der „ökonomischen Macht“, auf der „Wirthschaftslage“, auf den der Gewalt zur Verfügung stehenden materiellen Mitteln.

Die Gewalt, das ist heutzutage die Armee und die Kriegsflotte, und beide kosten, wie wir Alle zu unserm Schaden wissen, „heidenmäßig viel Geld“. Die Gewalt aber kann kein Geld machen, sondern höchstens schon Gemachtes wegnehmen, und das nützt auch nicht viel, wie wir ebenfalls zu unserm Schaden mit den französischen Milliarden erfahren haben. Das Geld muß also schließlich doch geliefert werden vermittelt der ökonomischen Produktion; die Gewalt wird also wieder durch die Wirthschaftslage bestimmt, die ihr die Mittel zur Ausrüstung und Erhaltung ihrer Werkzeuge verschafft. Aber damit nicht genug. Nichts ist abhängiger von ökonomischen Vorbedingungen als grade Armee und Flotte. Bewaffung, Zusammensetzung, Organisation, Taktik und Strategie hängen ab vor Allem von der jedesmaligen Produktionsstufe und den Kommunikationen. Nicht die „freien Schöpfungen des Verstandes“ genialer Feldherren haben hier umwälzend gewirkt, sondern die Erfindung besserer Waffen und die Veränderung des Soldatenmaterials; der Einfluß der genialen Feldherren beschränkt sich im besten Fall darauf, die Kampfweise den neuen Waffen und Kämpfern anzupassen.

Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kam das Schießpulver von den Arabern zu den Westeuropäern, und wälzte, wie jedes Schulkind weiß, die ganze Kriegführung um. Die Einführung des Schießpulvers und der Feuerwaffen war aber keines-

wegs eine Gewaltthat, sondern ein industrieller, also wirthschaftlicher Fortschritt. Industrie bleibt Industrie, ob sie auf die Erzeugung oder die Zerstörung von Gegenständen sich richtet. Und die Einführung der Feuerwaffen wirkte unwälzend nicht nur auf die Kriegsführung selbst, sondern auch auf die politischen Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse. Zur Erlangung von Pulver und Feuerwaffen gehörte Industrie und Geld, und beides besaßen die Städtebürger. Die Feuerwaffen waren daher von Anfang an Waffen der Städte und der auf die Städte gestützten, emporkommenden Monarchie gegen den Feudaladel. Die bisher unnahbaren Steinmauern der Adelsburgen erlagen den Kanonen der Bürger, die Kugeln der bürgerlichen Handbüchsen schlugen durch die ritterlichen Panzer. Mit der geharnischten Kavallerie des Adels brach auch die Adels Herrschaft zusammen; mit der Entwicklung des Bürgerthums wurden Fußvolf und Geschütz mehr und mehr die entscheidenden Waffengattungen; durch das Geschütz gezwungen, mußte das Kriegshandwerk sich eine neue, ganz industrielle Unterabtheilung zulegen: das Ingenieurwesen.

Die Ausbildung der Feuerwaffen ging sehr langsam vor sich. Das Geschütz blieb schwerfällig, die Handrohre trotz vieler Einzelerfindungen roh. Es dauerte über dreihundert Jahre, bis ein Gewehr zu Stande kam, das zur Bewaffnung der gesammten Infanterie taugte. Erst Anfangs des 18. Jahrhunderts verdrängte das Steinschloßgewehr mit Bajonnet die Pike endgültig aus der Bewaffnung des Fußvolks. Das damalige Fußvolf bestand aus den stramm exercirenden, aber ganz unzuverlässigen, nur mit dem Stock zusammengehaltenen, aus den verkommensten Elementen der Gesellschaft, oft aus gepreßten feindlichen Kriegsgefangenen, sich zusammensetzenden fürstlichen Werbesoldaten, und die einzige Kampfform, in der diese Soldaten das neue Gewehr zur Verwendung bringen konnten, war die Lineartaktik, die unter Friedrich II. ihre höchste Vollendung erreichte. Das ganze Fußvolf eines Heeres wurde in einem dreigliedrigen, sehr langen, hohlen Viereck aufgestellt und bewegte sich in Schlachtordnung nur als Ganzes; höchstens wurde einem der beiden Flügel gestattet, sich etwas vorzuschieben oder zurückzuhalten. Diese unbehülfliche Masse war in Ordnung zu bewegen nur auf einem ganz ebenen Gelände, und auch da nur im langsamen Tempo (75 Schritt auf die Minute); eine Aenderung der Schlachtordnung während des Gefechts war unmöglich, und Sieg oder Niederlage wurden, sobald die Infanterie einmal im Feuer war, in kurzer Zeit mit Einem Schlag entschieden.

Diesen unbehülflichen Linien traten im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg Rebellenhaufen entgegen, die zwar nicht exer-

ciren, aber desto besser aus ihren gezogenen Büchsen schießen konnten, die für ihre eigensten Interessen fochten, also nicht desertirten wie die Werbetruppen, und die den Engländern nicht den Gefallen thaten, ihnen ebenfalls in Linie und auf freier Ebene gegenüber zu treten, sondern in aufgelösten, rasch beweglichen Schützenschwärmen und in den deckenden Wäldern. Die Linie war hier machtlos und erlag den unsichtbaren und unerreichtbaren Gegnern. Das Tirailiren war wieder erfunden — eine neue Kampfweise in Folge eines veränderten Soldatenmaterials.

Was die amerikanische Revolution begonnen, das vollendete die französische, auch auf militärischem Gebiet. Den geübten Werbeheeren der Koalition hatte sie ebenfalls nur schlecht geübte, aber zahlreiche Massen entgegen zu stellen, das Aufgebot der ganzen Nation. Mit diesen Massen aber galt es Paris zu schützen, also ein bestimmtes Gebiet zu decken, und das konnte nicht ohne Sieg in offener Massenschlacht geschehen. Das bloße Schützengefecht reichte nicht aus; es mußte eine Form auch für die Massenverwendung gefunden werden, und sie fand sich in der Kolonne. Die Kolonnenstellung erlaubte auch wenig geübten Truppen, sich mit ziemlicher Ordnung zu bewegen, und das selbst mit einer größeren Marschgeschwindigkeit (100 Schritt und darüber in der Minute), sie erlaubte die steifen Formen der alten Linienordnung zu durchbrechen, in jedem, also auch in dem der Linie ungünstigsten, Terrain zu fechten, die Truppen in jeder irgendwie angemessenen Art zu gruppiren und, in Verbindung mit dem Gefecht zerstreuter Schützen, die feindlichen Linien aufzuhalten, zu beschäftigen, zu ermatten, bis der Moment gekommen, wo man sie am entscheidenden Punkt der Stellung mit in Reserve gehaltenen Massen durchbrach. Diese neue, auf der Verbindung von Tirailleurs und Kolonnen, und auf der Eintheilung der Armee in selbstständige, aus allen Waffen zusammengesetzte Divisionen oder Armeekorps beruhende, von Napoleon nach ihrer taktischen wie strategischen Seite vollständig ausgebildete Kampfweise war demnach nothwendig geworden vor Allem durch das veränderte Soldatenmaterial der französischen Revolution. Sie hatte aber auch noch zwei sehr wichtige technische Vorbedingungen: erstens die von Gribeauval konstruirte leichtere Lafettirung der Feldgeschütze, wodurch allein diesen die von ihnen jetzt verlangte raschere Bewegung möglich wurde, und zweitens die in Frankreich 1777 eingeführte, dem Jagdgewehr entlehnte, Schweißung des bisher ganz gerade in der Verlängerung des Laufs sich fortsetzenden Flintenkolbens, die es möglich machte, auf einen einzelnen Mann zu zielen ohne nothwendig vorbeiz-

zuschießen. Ohne diesen Fortschritt aber hätte man mit dem alten Gewehr nicht tirailiren können.

Das revolutionäre System der Bewaffnung des ganzen Volks wurde bald auf eine Zwangsaushebung (mit Stellvertretung durch Loskauf für die Begüterten) beschränkt und in dieser Form von den meisten großen Staaten des Festlands angenommen. Nur Preußen versuchte in seinem Landwehrsystem die Wehrkraft des Volks in größerem Maß heranzuziehn. Preußen war zudem der erste Staat, der sein ganzes Fußvolk — nachdem der zwischen 1830 und 1860 ausgebildete, kriegsbrauchbare gezogene Vorderlader eine kurze Rolle gespielt — mit der neuesten Waffe versah, dem gezogenen Hinterlader. Beiden Einrichtungen verdankte es seine Erfolge von 1866.

Im deutsch-französischen Krieg traten zuerst zwei Heere einander gegenüber, die beide gezogene Hinterlader führten, und zwar beide mit wesentlich denselben taktischen Formationen wie zur Zeit des alten glattläufigen Steinschloßgewehrs. Nur daß die Preußen in der Einführung der Kompagniekolonne den Versuch gemacht hatten, eine der neuen Bewaffnung angemessenere Kampfform zu finden. Als aber am 18. August bei St. Privat die preußische Garde mit der Kompagniekolonne Ernst zu machen versuchte, verloren die am meisten beteiligten fünf Regimenter in höchstens zwei Stunden über ein Drittel ihrer Stärke (176 Offiziere und 5114 Mann), und von da an war auch die Kompagniekolonne als Kampfform gerichtet, nicht minder als die Bataillonskolonne und die Linie; jeder Versuch wurde aufgegeben, fernerhin irgend welche geschlossene Trupps dem feindlichen Gewehrfeuer auszusetzen, und der Kampf wurde deutscher Seits nur noch in jenen dichten Schützenschwärmen geführt, in die sich die Kolonne bisher schon regelmäßig von selbst unter dem einschlagenden Kugelhagel aufgelöst, die man aber von oben herab als ordnungswidrig bekämpft hatte, und ebenso wurde nun im Bereich des feindlichen Gewehrfeuers der Lauffschritt die einzige Bewegungsart. Der Soldat war wieder einmal gescheuter gewesen als der Offizier; die einzige Gefechtsform, die bisher im Feuer des Hinterladers sich bewährt, hatte er instinktmäßig gefunden und setzte sie trotz des Sträubens der Führung erfolgreich durch.

Mit dem deutsch-französischen Krieg ist ein Wendepunkt eingetreten von ganz andrer Bedeutung als alle früheren. Erstens sind die Waffen so vervollkommenet, daß ein neuer Fortschritt von irgend welchem unwälzenden Einfluß nicht mehr möglich ist. Wenn man Kanonen hat, mit denen man ein Bataillon treffen kann soweit das Auge es unterscheidet, und Gewehre, die für einen

einzelnen Mann als Zielpunkt dasselbe leisten und bei denen das Laden weniger Zeit raubt als das Zielen, so sind alle weiteren Fortschritte für den Feldkrieg mehr oder weniger gleichgültig. Die Aera der Entwicklung ist nach dieser Seite hin also im Wesentlichen abgeschlossen. Zweitens aber hat dieser Krieg alle kontinentalen Großstaaten gezwungen, das verschärfte preußische Landwehrsystem bei sich einzuführen, und damit eine Militärlast, bei der sie in wenigen Jahren zu Grunde gehn müssen. Die Armee ist Hauptzweck des Staats, ist Selbstzweck geworden; die Völker sind nur noch dazu da, die Soldaten zu liefern und zu ernähren. Der Militarismus beherrscht und verschlingt Europa. Aber dieser Militarismus trägt auch den Keim seines eignen Untergangs in sich. Die Konkurrenz der einzelnen Staaten unter einander zwingt sie einerseits, jedes Jahr mehr Gelder auf Armee, Flotte, Geschütze zc. zu verwenden, also den finanziellen Zusammenbruch mehr und mehr zu beschleunigen; andererseits mit der allgemeinen Dienstpflicht mehr und mehr Ernst und damit schließlich das ganze Volk mit dem Waffengebrauch vertraut zu machen; es also zu befähigen, in einem gewissen Moment seinen Willen gegenüber der kommandirenden Militärherrschaft durchzusetzen. Und dieser Moment tritt ein, sobald die Masse des Volks — ländliche und städtische Arbeiter und Bauern — einen Willen hat. Auf diesem Punkt schlägt das Fürstenheer um in ein Volksheer; — die Maschine versagt den Dienst, der Militarismus geht unter an der Dialektik seiner eignen Entwicklung. Was die bürgerliche Demokratie von 1848 nicht fertig bringen konnte, eben weil sie bürgerlich war und nicht proletarisch, nämlich den arbeitenden Massen einen Willen geben, dessen Inhalt ihrer Klassenlage entspricht — das wird der Sozialismus unfehlbar erwirken. Und das bedeutet die Sprengung des Militarismus und mit ihm aller stehenden Armeen von innen heraus.

Das ist die eine Moral unsrer Geschichte der modernen Infanterie. Die zweite Moral, die uns wieder zu Herrn Dühring zurückführt, ist, daß sich die ganze Organisation und Kampfweise der Armeen, und damit Sieg und Niederlage, abhängig erweist von materiellen d. h. ökonomischen Bedingungen: vom Menschen- und vom Waffenmaterial, also von der Qualität und Quantität der Bevölkerung und von der Technik. Nur ein Jägervolk wie die Amerikaner konnte das Tirailiren wieder erfinden — und sie waren Jäger aus rein ökonomischen Ursachen, eben wie jetzt aus rein ökonomischen Ursachen dieselben Yankee der alten Staaten sich in Bauern, Industrielle, Seefahrer und Kaufleute verwandelt haben, die nicht mehr in den Urwäldern



tirailiren, dafür aber um so besser auf dem Felde der Spekulation, wo sie es auch in der Massenverwendung weit gebracht haben. — Nur eine Revolution wie die französische, die den Bürger und namentlich den Bauer ökonomisch emanzipirte, konnte die Massenheere und zugleich die freien Bewegungsformen finden, an denen die alten steifen Linien zerschellten — die militärischen Abbilder des Absolutismus, den sie verfochten. Und wie die Fortschritte der Technik, sobald sie militärisch verwendbar und auch verwendet wurden, sofort Aenderungen, ja Umwälzungen der Kampfweise fast gewaltsam erzwangen, oft noch dazu gegen den Willen der Heeresleitung, das haben wir Fall für Fall gesehen. Wie sehr außerdem die Kriegsführung von der Produktivität und den Kommunikationsmitteln des eignen Hinterlandes wie des Kriegsschauplatzes abhängt, darüber kann heutzutage schon ein strebsamer Unteroffizier Herrn Dühring aufklären. Kurz, überall und immer sind es ökonomische Bedingungen und Machtmittel, die der „Gewalt“ zum Siege verhelfen, ohne den sie aufhört Gewalt zu sein, und wer nach Dühringschen Grundsätzen das Kriegswesen vom entgegengesetzten Standpunkte aus reformiren wollte, der könnte nichts ärnten als Prügel.\*)

Gehen wir nun vom Lande aufs Wasser, so bietet sich uns allein in den letzten zwanzig Jahren eine noch ganz anders durchgreifende Umwälzung. Das Schlachtschiff des Krimkriegs war der hölzerne Zwei- und Dreidecker von 60—100 Kanonen, der vorzugsweise noch durch Segel bewegt wurde und nur zur Aushülfe eine schwache Dampfmaschine hatte. Er führte hauptsächlich 32 Pfünder von etwa 50 Centner Rohrgewicht, daneben nur wenige 68 Pfünder von 95 Centner. Gegen Ende des Kriegs traten eisengepanzerte schwimmende Batterien auf, schwerfällige, fast unbewegliche, aber dem damaligen Geschütz gegenüber unverletzliche Ungeheuer. Bald wurde die Eisenpanzerung auch auf die Schlachtschiffe übertragen; anfangs noch dünn, vier Zoll Eisenstärke galt schon für einen äußerst schweren Panzer. Aber der artilleristische Fortschritt überholte bald die Panzerung; für jede Panzerstärke, die nach der Reihe angewandt wurde, fand sich ein neues, schwereres Geschütz, das sie mit Leichtigkeit durchschlug. So sind wir jetzt bereits bei zehn-, zwölf-, vierzehn-, vierundzwanzigzölliger Panzerstärke (Italien will ein Schiff mit drei Fuß dickem Panzer bauen lassen) auf der einen Seite an-

\*) Im preussischen Generalstab weiß man dies auch schon ganz gut. „Die Grundlage des Kriegswesens ist in erster Reihe die wirthschaftliche Lebensgestaltung der Völker überhaupt,“ sagt Herr Maj Fähs, Hauptmann im Generalstab, in einem wissenschaftlichen Vortrag (Köln. Btg., 20. April 1876, drittes Blatt).

gekommen; auf der andern bei gezogenen Geschützen von 25, 35, 80, ja 100 Tons (à 20 Centner) Rohrgewicht, die Geschosse von 300, 400, 1700 bis 2000 Pfund auf früher unerhörte Entfernungen schleudern. Das heutige Schlachtschiff ist ein riesiger gepanzerter Schraubendampfer von 8—9000 Tonnen Gehalt und 6—8000 Pferdekraft, mit Drehthürmen und 4, höchstens 6 sehr schweren Geschützen, und mit einem, unter der Wasserlinie in einer Kamme zum Niederrennen feindlicher Schiffe auslaufenden Bug; es ist eine einzige kolossale Maschine, auf der der Dampf nicht nur die schnelle Fortbewegung bewirkt, sondern auch die Steuerung, das Ankerwinden, die Drehung der Thürme, die Richtung und Ladung der Geschütze, das Auspumpen des Wassers, das Einnehmen und Herablassen der Boote — die selbst theilweise wieder Dampfkraft führen — u. s. w. Und so wenig ist der Wettkampf zwischen Panzerung und Geschützwirkung zum Abschluß gekommen, daß im Gegentheil ein Schiff heutzutage fast regelmäßig schon nicht mehr den Ansprüchen genügt, schon veraltet ist, ehe es vom Stapel gelassen wird. Das moderne Schlachtschiff ist nicht nur ein Produkt, sondern zugleich ein Probestück der modernen großen Industrie, eine schwimmende Fabrik — vornehmlich allerdings zur Erzeugung von Geldverschwendung. Das Land, wo die große Industrie am meisten entwickelt ist, hat beinahe das Monopol des Bau's dieser Schiffe. Alle türkischen, fast alle russischen, die meisten deutschen Panzerschiffe sind in England gebaut; Panzerplatten von irgend welcher Brauchbarkeit werden fast nur in Sheffield gemacht; von den drei Eisenwerken Europas, die allein im Stande sind, die schwersten Geschütze zu liefern, kommen zwei (Woolwich und Elswick) auf England, das dritte (Krupp) auf Deutschland. Hier zeigt sich aufs Handgreiflichste, wie „die unmittelbare politische Gewalt“, die nach Herrn Dühring „die entscheidende Ursache der Wirthschaftslage“ ist, im Gegentheil vollständig von der Wirthschaftslage unterjocht ist; wie nicht nur die Herstellung, sondern auch die Behandlung des Gewaltswerkzeugs zur See, des Schlachtschiffs, selbst ein Zweig der modernen großen Industrie geworden ist. Und daß dies so geworden, geht Niemanden mehr wider die Haare als grade der Gewalt, dem Staat, dem jetzt ein Schiff so viel kostet wie früher eine ganze kleine Flotte; der es mit ansehen muß, daß diese theuren Schiffe, noch ehe sie ins Wasser kommen, schon veraltet, also entwerthet sind; und der sicher ebensoviel Verdruß darüber empfindet wie Herr Dühring, daß der Mann der „Wirthschaftslage“, der Ingenieur, jetzt an Bord viel wichtiger ist als der Mann der „unmittelbaren Gewalt“, der Kapitän. Wir dagegen

haben durchaus keinen Grund uns zu ärgern, wenn wir sehr wie in diesem Wettkampf zwischen Panzer und Geschütz das Schlachtschiff bis zu der Spitze der Künstlichkeit ausgebildet wird, die es ebenso unerschwinglich wie kriegsunbrauchbar macht\*), und wie dieser Kampf damit auch auf dem Gebiet des Seekriegs jene innern dialektischen Bewegungsgesetze offenbart, nach denen der Militarismus, wie jede andre geschichtliche Erscheinung, an den Konsequenzen seiner eignen Entwicklung zu Grunde geht.

Auch hier also sehen wir sonnenklar, daß keineswegs „das Primitive in der unmittelbaren politischen Gewalt und nicht erst in einer indirekten ökonomischen Macht gesucht werden“ muß. Im Gegentheil. Was zeigt sich grade als „das Primitive“ der Gewalt selbst? Die ökonomische Macht, die Verfügung über die Machtmittel der großen Industrie. Die politische Gewalt zur See, die auf den modernen Schlachtschiffen beruht, erweist sich als durchaus nicht „unmittelbar“, sondern grade als vermittelt durch die ökonomische Macht, die hohe Ausbildung der Metallurgie, das Kommando über geschickte Techniker und ergiebige Kohlengruben.

Indeß, wozu das Alles? Man gebe im nächsten Seekriege Herrn Dühring den Oberbefehl, und er vernichtet alle die von der Wirthschaftslage geknechteten Panzerflotten ohne Torpedos und andere Kunststücke, einfach vermittelt seiner „unmittelbaren Gewalt“.

#### IV. Gewaltstheorie. (Schluß.)

„Ein sehr wichtiger Umstand liegt darin, daß thatsächlich die Beherrschung der Natur durch diejenige des Menschen erst überhaupt (!) vor sich gegangen ist (eine Beherrschung ist vor sich gegangen!). Die Bewirthschaftung des Grundeigenthums in größeren Strecken ist nie und nirgends ohne die vorgängige Anechtung des Menschen zu irgend einer Art von Sklaven- oder Frohndienst vollzogen worden. Die Aufrichtung einer ökonomischen Herrschaft über die Dinge hat die politische, soziale und ökonomische Herrschaft des Menschen über den Menschen zur Voraussetzung gehabt. Wie hätte man sich einen großen Grundherrn

\*) Die Vervollkommnung des letzten Erzeugnisses der großen Industrie für den Seekrieg, des sich selbst fortbewegenden Torpedos, scheint dies verwirklichen zu sollen; das kleinste Torpedoboot wäre damit dem gewaltigsten Panzerschiff überlegen.

nur denken können, ohne zugleich seine Herrschaft über Sklaven, Hörige oder indirekt Unfreie in den Gedanken einzuschließen? Was möchte wohl die Kraft des Einzelnen, die sich höchstens mit den Kräften der Familienhülfe ausgestattet sähe, für eine umfangreichere Ackerkultur bedeutet haben und bedeuten? Die Ausbeutung des Landes oder die ökonomische Herrschaftsausdehnung über dasselbe in einem die natürlichen Kräfte des Einzelnen übersteigenden Umfang ist in der bisherigen Geschichte nur dadurch möglich geworden, daß vor oder zugleich mit der Begründung der Bodenherrschaft auch die zugehörige Knechtung des Menschen durchgeführt wurde. In den späteren Perioden der Entwicklung ist diese Knechtung gemildert worden. . . ihre gegenwärtige Gestalt ist in den höher civilisirten Staaten eine mehr oder minder durch Polizeiherrschaft geleitete Lohnarbeit. Auf der letzteren beruht also die praktische Möglichkeit derjenigen Art des heutigen Reichthums, welcher sich in der umfangreicheren Bodenherrschaft und (!) im größeren Grundbesitz darstellt. Selbstverständlich sind alle andern Gattungen des Vertheilungsreichthums geschichtlich auf ähnliche Weise zu erklären, und die indirekte Abhängigkeit des Menschen vom Menschen, welche gegenwärtig den Grundzug der ökonomisch am weitesten entwickelten Zustände bildet, kann nicht aus sich selbst, sondern nur als eine etwas verwandelte Erbschaft einer früheren direkten Unterwerfung und Enteignung verstanden und erklärt werden.“ So Herr Dühring.

These: Die Beherrschung der Natur (durch den Menschen) setzt die Beherrschung des Menschen (durch den Menschen) voraus.

Beweis: Die Bewirthschaftung des Grundeigenthums in größeren Strecken ist nie und nirgends anders als durch Knechte erfolgt.

Beweis des Beweises: Wie kann es große Grundbesitzer geben ohne Knechte, da der große Grundbesitzer mit seiner Familie ohne Knechte ja nur einen geringen Theil seines Besitzes bebauen könnte.

Also: um zu beweisen, daß der Mensch, um die Natur sich zu unterwerfen, vorher den Menschen knechten mußte, verwandelt Herr Dühring „die Natur“ ohne Weiteres in „Grundeigenthum in größeren Strecken“ und dies Grundeigenthum — unbestimmt wessen? — sofort wieder in das Eigenthum eines großen Grundherrn, der natürlich ohne Knechte sein Land nicht bebauen kann.

Erstens sind „Beherrschung der Natur“ und „Bewirthschaftung des Grundeigenthums“ keineswegs dasselbe. Die Beherrschung der Natur wird in der Industrie in ganz anders kolossalem Maßstab ausgeübt als im Ackerbau, der sich bis heute vom Wetter beherrschen lassen muß, statt das Wetter zu beherrschen.

Zweitens, wenn wir uns auf die Bewirthschaftung des Grundeigenthums in größeren Strecken beschränken, so kommt es darauf an, wem dies Grundeigenthum gehört. Und da finden wir im Anfang der Geschichte aller Kulturvölker nicht den „großen Grundherrschaft“, den uns Herr Dühring hier unterschiebt mit seiner gewöhnlichen Taschenspielermanier, die er „natürliche Dialektik“ nennt — sondern Stamm- und Dorfgemeinden mit gemeinsamem Grundbesitz. Von Indien bis Irland ist die Bewirthschaftung des Grundeigenthums in größeren Strecken ursprünglich durch solche Stamm- und Dorfgemeinden vor sich gegangen, und zwar bald in gemeinschaftlicher Bebauung des Ackerlandes für Rechnung der Gemeinde, bald in einzelnen, von der Gemeinde den Familien auf Zeit zugetheilten Ackerparzellen bei fortdauernder Gemeinnutzung von Wald- und Weideland. Es ist wiederum bezeichnend für „die eindringendsten Fachstudien“ des Herrn Dühring „auf dem politischen und juristischen Gebiet“, daß er von allen diesen Dingen Nichts weiß; daß seine sämtlichen Werke eine totale Unbekanntheit athmen mit den epochemachenden Schriften Maurers über die ursprüngliche deutsche Markverfassung, die Grundlage des gesammten deutschen Rechts, und mit der hauptsächlich durch Maurer angeregten noch stets anschwellenden Literatur, die sich mit dem Nachweis der ursprünglichen Gemeinschaftlichkeit des Grundbesitzes bei allen europäischen und asiatischen Kulturvölkern und mit der Darstellung seiner verschiedenen Daseins- und Auflösungsformen beschäftigt. Wie auf dem Gebiet des französischen und englischen Rechts Herr Dühring „seine ganze Ignoranz sich selbst erworben“ hatte, so groß sie auch war, so auf dem Gebiet des deutschen Rechts seine noch weit größere. Der Mann, der sich so gewaltig über den beschränkten Horizont der Universitätsprofessoren erhebt, er steht auf dem Gebiet des deutschen Rechts noch heute höchstens da, wo die Professoren vor zwanzig Jahren standen.

Es ist eine reine „freie Schöpfung und Imagination“ des Herrn Dühring wenn er behauptet, daß zur Bewirthschaftung des Grundeigenthums auf größeren Strecken Grundherren und Knechte erforderlich gewesen seien. Im ganzen Orient, wo die Gemeinde oder der Staat Grundeigentümer ist, fehlt sogar das Wort Grundherr in den Sprachen, worüber sich Herr Dühring bei den englischen Juristen Rathes erholen kann, die sich in Indien ebenso umsonst mit der Frage abquälten: wer ist Grundeigentümer? — wie weiland Fürst Heinrich LXXII von Neuz-Greiz-Schleiz-Lobenstein-Oberswalde mit der Frage: Wer ist Nachtwächter? Erst die Türken haben im Orient in den von ihnen eroberten Ländern eine Art grundherrlichen Feudalismus

eingeführt. Griechenland tritt schon im Heroenzeitalter in die Geschichte ein mit einer Ständegliederung, die selbst wieder das augenscheinliche Erzeugniß einer längeren, unbefannten Vorgeschichte ist; aber auch da wird der Boden vorwiegend von selbständigen Bauern bewirthschaftet; die größeren Güter der Edlen und Stammesfürsten bilden die Ausnahme und verschwinden ohnehin bald nachher. Italien ist urbar gemacht worden vorwiegend von Bauern; als in den letzten Zeiten der römischen Republik die großen Güterkomplexe, die Latifundien, die Parzellenbauern verdrängten und durch Sklaven ersetzten, ersetzten sie zugleich den Ackerbau durch Viehzucht und richteten, wie schon Plinius wußte, Italien zu Grunde (*latifundia Italiam perdidere*). Im Mittelalter herrscht in ganz Europa (namentlich bei der Urbarmachung von Dedland) die Bauernkultur vor, wobei es für die vorliegende Frage gleichgültig ist, ob und welche Abgaben diese Bauern an irgend welchen Feudalherrn zu zahlen hatten. Die friesischen, niedersächsischen, flämischen und nieder-rheinischen Kolonisten, die das den Slaven entrissene Land östlich der Elbe in Bebauung nahmen, thaten dies als freie Bauern unter sehr günstigen Zinsfäßen, keineswegs aber in „irgend einer Art von Frohndienst.“ — In Nordamerika ist bei weitem der größte Theil des Landes durch Arbeit freier Bauern der Kultur erschlossen worden, während die großen Grundherren des Südens mit ihren Sklaven und ihrem Raubbau den Boden erschöpften, bis er nur noch Tannen trug, so daß die Baumwollkultur immer weiter nach Westen wandern mußte. In Australien und Neuseeland sind alle Versuche der englischen Regierung, eine Bodenaristokratie künstlich herzustellen, gescheitert. Kurz, wenn wir die tropischen und subtropischen Kolonien ausnehmen, in denen das Klima dem Europäer die Ackerbauarbeit verbietet, erweist sich der vermitteltst seiner Sklaven oder Frohndiener die Natur seiner Herrschaft unterwerfende, den Boden urbar machende große Grundherr als ein pures Phantasiegebilde. Im Gegentheil. Wo er im Alterthum auftritt, wie in Italien, macht er nicht Wüstland urbar, sondern verwandelt das von Bauern urbar gemachte Ackerland in Viehweide, entvölkert und ruiniert ganze Länder. Erst in neuerer Zeit, erst seitdem die dichtere Bevölkerung den Bodenwerth gehoben und namentlich seit die Entwicklung der Agromomie auch schlechteren Boden verwendbarer gemacht hat — erst da hat der große Grundbesitz angefangen, an der Urbarmachung von Dedland und Weideland im großen Maßstab sich zu betheiligen, und das vornehmlich durch Diebstahl am Gemeindeland der Bauern, sowohl in England wie in Deutschland. Und auch das nicht ohne Gegengewicht. Für jeden Acker Gemeindeland,

den die großen Grundbesitzer in England urbar gemacht, haben sie in Schottland mindestens drei Acker urbares Land in Schaftrift und zuletzt gar in bloßes Jagdrevier für Hochwild verwandelt

Wir haben es hier nur mit der Behauptung des Herrn Dühring zu thun, daß die Urbarmachung größerer Landstriche, also doch wohl so ziemlich des ganzen heutigen Kulturgebiets „nie und nirgends“ anders vollzogen worden sei als durch große Grundherrschaft und Knechte — eine Behauptung, von der wir gesehen haben, daß sie eine wahrhaft unerhörte Unkenntniß der Geschichte „zur Voraussetzung hat.“ Wir haben uns also hier weder darum zu kümmern, inwiefern zu verschiedenen Zeiten bereits ganz oder größtentheils urbare Landstriche durch Sklaven (wie zur Blüthezeit Griechenlands) oder Hörige (wie die Frohnhöfe seit dem Mittelalter) bebaut worden sind, noch darum, welches die gesellschaftliche Funktion der großen Grundbesitzer zu verschiedenen Zeiten gewesen ist.

Und nachdem Herr Dühring uns dies meisterhafte Phantasiemalerei vorgehalten, von dem man nicht weiß was man mehr bewundern soll, die Taschenspielerkunst der Deduktion oder die Geschichtsfälschung — ruft er triumphirend aus: „Selbstverständlich sind alle andern Gattungen des Vertheilungsreichthums geschichtlich auf ähnliche Weise zu erklären!“ Womit er sich natürlich die Mühe erspart, über die Entstehung z. B. des Kapitals auch nur ein einziges weiteres Wörtchen zu verlieren.

Wenn Herr Dühring mit seiner Beherrschung des Menschen durch den Menschen als Vorbedingung der Beherrschung der Natur durch den Menschen im Allgemeinen nur sagen will, daß unser gesammter gegenwärtiger ökonomischer Zustand, die heute erreichte Entwicklungsstufe von Ackerbau und Industrie, das Resultat einer sich in Klassengegensätzen, in Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnissen abwickelnden Gesellschaftsgeschichte ist, so sagt er etwas, das seit dem kommunistischen Manifest längst Gemeinplatz geworden ist. Es kommt eben darauf an, die Entstehung der Klassen und der Herrschaftsverhältnisse zu erklären, und wenn Herr Dühring dafür immer nur das eine Wort „Gewalt“ hat, so sind wir damit genau so weit wie am Anfang. Die einfache Thatsache, daß die Beherrschten und Ausgebeuteten zu allen Zeiten weit zahlreicher sind als die Herrscher und Ausbeuter, daß also die wirkliche Gewalt bei Jenen ruht, reicht allein hin, um die Thorheit der ganzen Gewaltstheorie klarzustellen. Es handelt sich also immer noch um die Erklärung der Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse.

Sie sind auf zwiefachem Wege entstanden.

Wie die Menschen ursprünglich aus dem Thierreich — im engeren Sinne — heraustreten, so treten sie in die Geschichte ein: noch halb Thiere, roh, noch ohnmächtig gegenüber den Kräften der Natur, noch unbekannt mit ihren eignen; daher arm wie die Thiere und kaum produktiver als sie. Es herrscht eine gewisse Gleichheit der Lebenslage und für die Familienhäupter auch eine Art Gleichheit der gesellschaftlichen Stellung — wenigstens eine Abwesenheit von Gesellschaftsklassen, die noch in den naturwüchsigen, ackerbautreibenden Gemeinwesen der späteren Kulturvölker fort dauert. In jedem solchen Gemeinwesen bestehen von Anfang an gewisse gemeinsame Interessen, deren Wahrung Einzelnen, wenn auch unter Aufsicht der Gesamtheit, übertragen werden muß: Entscheidung von Streitigkeiten; Repression von Uebergreifen Einzelner über ihre Berechtigung hinaus; Aufsicht über Gewässer, besonders in heißen Ländern; endlich, bei der Waldursprünglichkeit der Zustände, religiöse Funktionen. Dergleichen Beamtungen finden sich in den urwüchsigsten Gemeinwesen zu jeder Zeit, so in den ältesten deutschen Markgenossenschaften und noch heute in Indien. Sie sind selbstredend mit einer gewissen Machtvollkommenheit ausgerüstet und die Anfänge der Staatsgewalt. Allmählig steigern sich die Produktivkräfte; die dichtere Bevölkerung schafft hier gemeinsame, dort widerstrebende Interessen zwischen den einzelnen Gemeinwesen, deren Gruppierung zu größeren Ganzen wiederum eine neue Arbeitstheilung, die Schaffung von Organen zur Wahrung der gemeinsamen, zur Abwehr der widerstrebenden Interessen hervorruft. Diese Organe, die schon als Vertreter der gemeinsamen Interessen der ganzen Gruppe, jedem einzelnen Gemeinwesen gegenüber eine besondere, unter Umständen sogar gegensätzliche Stellung haben, verselbstständigen sich bald noch mehr, theils durch die, in einer Welt wo Alles naturwüchsig hergeht, fast selbstverständlich eintretende Erblichkeit der Amtsführung, theils durch ihre, mit der Vermehrung der Konflikte mit andern Gruppen wachsende Unentbehrlichkeit. Wie diese Verselbständigung der gesellschaftlichen Funktion gegenüber der Gesellschaft mit der Zeit sich bis zur Herrschaft über die Gesellschaft steigern konnte, wie der ursprüngliche Diener, wo die Gelegenheit günstig, sich allmählig in den Herrn verwandelte, wie je nach den Umständen dieser Herr als orientalischer Despot oder Satrap, als griechischer Stammesfürst, als keltischer Clanchef u. s. w. auftrat, wie weit er sich bei dieser Verwandlung schließlich auch der Gewalt bediente, wie endlich die einzelnen herrschenden Personen sich zu einer herrschenden Klasse zusammenfügten, darauf brauchen wir hier nicht einzugehn. Es kommt hier nur darauf an, festzu-



stellen, daß der politischen Herrschaft überall eine gesellschaftliche Amtsthätigkeit zu Grunde lag; und die politische Herrschaft hat auch nur dann auf die Dauer bestanden, wenn sie diese ihre gesellschaftliche Amtsthätigkeit vollzog. Wie viele Despotien auch über Persien und Indien auf- und untergegangen sind, jede wußte ganz genau, daß sie vor Allem die Gesamtunternehmerin der Verrieselung der Flußthäler war, ohne die dort kein Ackerbau möglich. Erst den aufgeklärten Engländern war es vorbehalten, dies in Indien zu übersehen; sie ließen die Riesellkanäle und Schleusen verfallen, und entdeckten jetzt endlich durch die regelmäßig wiederkehrenden Hungersnöthe, daß sie die einzige Thätigkeit vernachlässigt haben, die ihre Herrschaft in Indien wenigstens ebenso rechtmäßig machen könnte, wie die ihrer Vorgänger.

Neben dieser Klassenbildung ging aber noch eine andere. Die naturwüchsige Arbeitstheilung innerhalb der ackerbauenden Familie erlaubte auf einer gewissen Stufe des Wohlstands die Einfügung einer oder mehrerer fremden Arbeitskräfte. Dies war besonders der Fall in Ländern, wo der alte Gemeinbesitz am Boden bereits zerfallen oder doch wenigstens die alte gemeinsame Bebauung der Einzelbebauung der Bodenanteile durch die entsprechenden Familien gewichen war. Die Produktion war so weit entwickelt, daß die menschliche Arbeitskraft jetzt mehr erzeugen konnte als zu ihrem einfachen Unterhalt nöthig war; die Mittel mehr Arbeitskräfte zu erhalten waren vorhanden; diejenigen, sie zu beschäftigen, ebenfalls; die Arbeitskraft bekam einen Werth. Aber das eigene Gemeinwesen und der Verband dem es angehörte, lieferte keine disponiblen, überschüssigen Arbeitskräfte. Der Krieg dagegen lieferte sie, und der Krieg war so alt, wie die gleichzeitige Existenz mehrerer Gesellschaftsgruppen neben einander. Bisher hatte man mit den Kriegsgefangenen nichts anzufangen gewußt, sie also einfach erschlagen; noch früher hatte man sie verspeist. Aber auf der jetzt erreichten Stufe der „Wirthschaftslage“ erhielten sie einen Werth; man ließ sie also leben und machte sich ihre Arbeit dienstbar. So wurde die Gewalt, statt die Wirthschaftslage zu beherrschen, im Gegentheil in den Dienst der Wirthschaftslage gepreßt. Die Sklaverei war erfunden. Sie wurde bald die herrschende Form der Produktion bei allen, über das alte Gemeinwesen hinaus sich entwickelnden Völkern, schließlich aber auch eine der Hauptursachen ihres Verfalls. Erst die Sklaverei machte die Theilung der Arbeit zwischen Ackerbau und Industrie auf größerem Maßstab möglich, und damit die Blüthe der alten Welt, das Griechenthum. Ohne Sklaverei kein griechischer Staat, keine griechische Kunst und Wissenschaft; ohne Sklaverei kein Römerreich. Ohne die Grund-

lage des Griechenthums und des Römerreichs aber auch kein modernes Europa. Wir sollten nie vergessen, daß unsere ganze ökonomische, politische und intellektuelle Entwicklung einen Zustand zur Voraussetzung hat, in dem die Sklaverei ebenso nothwendig wie allgemein anerkannt war. In diesem Sinne sind wir berechtigt zu sagen: Ohne antike Sklaverei kein moderner Sozialismus.

Es ist sehr wohlfeil über Sklaverei u. dgl. in allgemeinen Redensarten loszuziehen und einen hohen sittlichen Zorn über dergleichen Schändlichkeiten auszugießen. Leider spricht man damit weiter nichts aus als das, was Jedermann weiß, nämlich daß diese antiken Einrichtungen unsern heutigen Zuständen und unsern durch diese Zustände bestimmten Gefühlen nicht mehr entsprechen. Wir erfahren damit aber kein Wort darüber, wie diese Einrichtungen entstanden sind, warum sie bestanden und welche Rolle sie in der Geschichte gespielt haben. Und wenn wir hierauf eingehen, so müssen wir sagen, so widerspruchsvoll und so keizerisch das auch klingen mag, daß die Einführung der Sklaverei unter den damaligen Umständen ein großer Fortschritt war. Es ist nun einmal eine Thatsache, daß die Menschheit vom Thiere angefangen, und daher barbarische, fast thierische Mittel nöthig gehabt hat, um sich aus der Barbarei herauszuarbeiten. Die alten Gemeinwesen, wo sie fortbestanden, bilden seit Jahrtausenden die Grundlage der rohesten Staatsform, der orientalischen Despotie, von Indien bis Rußland. Nur wo sie sich auflösten, sind die Völker aus sich selbst weiter vorangeschritten, und ihr nächster ökonomischer Fortschritt bestand in der Steigerung und Fortbildung der Produktion vermittelt der Sklavenarbeit. Es ist klar: so lange die menschliche Arbeit noch so wenig produktiv war, daß sie nur wenig Ueberschuß über die nothwendigen Lebensmittel hinaus lieferte, war Steigerung der Produktionskräfte, Ausdehnung des Verkehrs, Entwicklung von Staat und Recht, Begründung von Kunst und Wissenschaft nur möglich vermittelt einer gesteigerten Arbeitstheilung, die zu ihrer Grundlage haben mußte die große Arbeitstheilung zwischen den die einfache Handarbeit besorgenden Massen und den die Leitung der Arbeit, den Handel, die Staatsgeschäfte, und späterhin die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft betreibenden wenigen Bevorrechteten. Die einfachste, naturwüchsigste Form dieser Arbeitstheilung war eben die Sklaverei. Bei den geschichtlichen Voraussetzungen der alten, speziell der griechischen Welt konnte der Fortschritt zu einer auf Klassengegensätzen gegründeten Gesellschaft sich nur vollziehen in der Form der Sklaverei. Selbst für die Sklaven war dies ein Fortschritt; die Kriegsgefangenen, aus denen die Masse der

Sklaven sich rekrutirte, behielten jetzt wenigstens das Leben, statt daß sie früher gemordet oder noch früher gar gebraten wurden.

Fügen wir bei dieser Gelegenheit hinzu, daß alle bisherigen geschichtlichen Gegensätze von ausbeutenden und ausgebeuteten, herrschenden und unterdrückten Klassen ihre Erklärung finden in derselben verhältnißmäßig unentwickelten Produktivität der menschlichen Arbeit. So lange die wirklich arbeitende Bevölkerung von ihrer nothwendigen Arbeit so sehr in Anspruch genommen wird, daß ihr keine freie Zeit zur Besorgung der gemeinsamen Geschäfte der Gesellschaft — Arbeitsleitung, Staatsgeschäfte, Rechtsangelegenheiten, Kunst, Wissenschaft zc. — übrig bleibt, so lange mußte stets eine besondere Klasse bestehen, die, von der wirklichen Arbeit befreit, diese Angelegenheiten besorgte; wobei sie denn nie verfehlte, den arbeitenden Massen zu ihrem eignen Vortheil mehr und mehr Arbeitslast aufzubürden. Erst die durch die große Industrie erreichte ungeheure Steigerung der Produktivkräfte erlaubt die Arbeit auf alle Gesellschaftsglieder ohne Ausnahme zu vertheilen und dadurch die Arbeitszeit eines Jeden so zu beschränken, daß für Alle hinreichend freie Zeit bleibt, um sich an den allgemeinen Angelegenheiten der Gesellschaft — theoretischen wie praktischen — zu betheiligen. Erst jetzt also ist jede herrschende und ausbeutende Klasse überflüssig, ja ein Hinderniß der gesellschaftlichen Entwicklung geworden, und erst jetzt auch wird sie unerbittlich beseitigt werden, mag sie auch noch so sehr im Besitz der „unmittelbaren Gewalt“ sein.

Wenn also Herr Dühring über das Griechenthum die Nase rümpft, weil es auf Sklaverei begründet war, so kann er den Griechen mit demselben Recht zum Vorwurf machen, daß sie keine Dampfmaschinen und elektrischen Telegraphen hatten. Und wenn er behauptet, unsere moderne Lohnknechtung sei nur als eine etwas verwandelte und gemilderte Erbschaft der Sklaverei und nicht aus sich selbst (d. h. aus den ökonomischen Gesetzen der modernen Gesellschaft) zu erklären, so heißt das entweder nur, daß Lohnarbeit wie Sklaverei Formen der Knechtschaft und der Klassenherrschaft sind, was jedes Kind weiß, oder es ist falsch. Denn mit demselben Recht könnten wir sagen die Lohnarbeit sei nur zu erklären als eine gemilderte Form der Menschenfresserei, der jetzt überall festgestellten, ursprünglichen Form der Verwendung der besiegten Feinde.

Hiernach ist es klar, welche Rolle die Gewalt in der Geschichte gegenüber der ökonomischen Entwicklung spielt. Erstens beruht alle politische Gewalt ursprünglich auf einer ökonomischen, gesellschaftlichen Funktion, und steigert sich in dem Maß, wie durch Auflösung der ursprünglichen Gemeinwesen die Gesellschaftsglieder

in Privatproduzenten verwandelt, also den Verwaltern der gemeinsam-gesellschaftlichen Funktionen noch mehr entfremdet werden. Zweitens, nachdem sich die politische Gewalt gegenüber der Gesellschaft verselbständigt, aus der Dienerin in die Herrin verwandelt hat, kann sie in zweierlei Richtung wirken. Entweder wirkt sie im Sinn und in der Richtung der gesetzmäßigen ökonomischen Entwicklung. In diesem Fall besteht kein Streit zwischen beiden, die ökonomische Entwicklung wird beschleunigt. Oder aber sie wirkt ihr entgegen, und dann erliegt sie, mit wenigen Ausnahmen, der ökonomischen Entwicklung regelmäßig. Diese wenigen Ausnahmen sind einzelne Fälle von Eroberung, wo die roheren Eroberer die Bevölkerung eines Landes auszrotteten oder vertrieben und die Produktivkräfte, mit denen sie nichts anzufangen wußten, verwüsteten oder verkommen ließen. So die Christen im maurischen Spanien den größten Theil der Verie-<sup>ne</sup>lungswerke, auf denen der hochentwickelte Acker- und Gartenbau der Mauren beruht hatte. Jede Eroberung durch ein roheres Volk stört selbstredend die ökonomische Entwicklung und vernichtet zahlreiche Produktivkräfte. Aber in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle von dauernder Eroberung muß der rohere Eroberer sich der höheren „Wirthschaftslage“, wie sie aus der Eroberung hervorgeht, anpassen; er wird von den Eroberten assimiliert und muß meist sogar ihre Sprache annehmen. Wo aber — abgesehen von Eroberungsfällen — die innere Staatsgewalt eines Landes in Gegensatz tritt zu seiner ökonomischen Entwicklung, wie das bisher auf gewisser Stufe fast für jede politische Gewalt eingetreten ist, da hat der Kampf jedesmal geendigt mit dem Sturz der politischen Gewalt. Ausnahmslos und unerbittlich hat die ökonomische Entwicklung sich Bahn gebrochen — das letzte schlagendste Beispiel davon haben wir schon erwähnt: die große französische Revolution. Hinge, nach Herrn Dührings Lehre, die Wirthschaftslage und mit ihr die ökonomische Verfassung eines bestimmten Landes einfach von der politischen Gewalt ab, so ist gar nicht abzusehn, warum denn es Friedrich Wilhelm IV. nach 1848 nicht gelingen wollte, trotz seines „herrlichen Kriegsheers“, die mittelalterlichen Zünfte und andere romantische Marotten auf die Eisenbahnen, Dampfmaschinen, und die sich eben entwickelnde große Industrie seines Landes zu pflöpsen; oder warum der Kaiser von Rußland, der doch noch viel gewaltiger ist, nicht nur seine Schulden nicht bezahlen, sondern nicht einmal ohne fortwährendes Anpumpen der „Wirthschaftslage“ von Westeuropa seine „Gewalt“ zusammenhalten kann.

Für Herrn Dühring ist die Gewalt das absolut Böse, der erste Gewaltsakt ist ihm der Sündenfall, seine ganze Darstellung

ist eine Jammerpredigt über die hiermit vollzogene Ansteckung der ganzen bisherigen Geschichte mit der Erbsünde, über die schmachliche Fälschung aller natürlichen und gesellschaftlichen Gesetze durch diese Teufelsmacht, die Gewalt. Daß die Gewalt aber noch eine andere Rolle in der Geschichte spielt, eine revolutionäre Rolle, daß sie, in Marx' Worten, die Geburtshelferin jeder alten Gesellschaft ist, die mit einer neuen schwanger geht, daß sie das Werkzeug ist womit sich die gesellschaftliche Bewegung durchsetzt und erstarrte, abgestorbene, politische Formen zerbricht — davon kein Wort bei Herrn Dühring. Nur unter Seufzen und Stöhnen gibt er die Möglichkeit zu, daß zum Sturz der Ausbeutungswirtschaft vielleicht Gewalt nöthig sein werde — leider! denn jede Gewaltsanwendung demoralisire den der sie anwendet. Und das Angesichts des hohen moralischen und geistigen Aufschwungs, der die Folge jeder siegreichen Revolution war! Und das in Deutschland, wo ein gewaltsamer Zusammenstoß, der dem Volk ja aufgenöthigt werden kann, wenigstens den Vortheil hätte, die aus der Erniedrigung des dreißigjährigen Kriegs in das nationale Bewußtsein gedrungene Bedientenhaftigkeit auszutilgen! Und diese matte, faßt- und kraftlose Predigerdenkweise macht den Anspruch, sich der revolutionärsten Partei aufzudrängen, die die Geschichte kennt?

## V. Werttheorie.

Es sind jetzt ungefähr hundert Jahre, seit in Leipzig ein Buch erschien, das bis Anfang dieses Jahrhunderts dreißig und einige Auflagen erlebte, und in Stadt und Land von Behörden, Predigern, Menschenfreunden aller Art verbreitet, vertheilt und den Volksschulen allgemein als Lesebuch zugewiesen wurde. Dieses Buch hieß: Weise's Kinderfreund. Es hatte den Zweck, die jugendlichen Sprößlinge der Bauern und Handwerker über ihren Lebensberuf und ihre Pflichten gegen ihre gesellschaftlichen und staatlichen Vorgesetzten zu belehren, ingleichen ihnen eine wohlthätige Zufriedenheit mit ihrem Erdenloose, mit Schwarzbrot und Kartoffeln, Frohdienst, niedrigem Arbeitslohn, väterlichen Stockprügeln und andern derartigen Annehmlichkeiten beizubringen, und alles das vermittelt der damals landläufigen Aufklärung. Zu diesem Zweck wurde der Jugend in Stadt und Land vorgehalten, welsch eine weise Einrichtung der Natur es doch sei, daß der Mensch sich seinen Lebensunterhalt und seine Genüsse durch Arbeit erwerben müsse, und wie glücklich sich demnach der Bauer

und Handwerker zu fühlen habe, daß ihm gestattet sei, sein Mahl durch saure Arbeit zu würzen, statt wie der reiche Prasser an verdorbenem Magen, Gallenstocung und Verstopfung zu laboriren und die ausgesuchtesten Leckerbissen nur mit Widerwillen hinunter zu würgen. Dieselben Gemeinplätze, die der alte Weise gut genug hielt für die kursächsischen Bauerjungen seiner Zeit, bietet uns Herr Dühring auf Seite 14 und folgende des „Kursus“ als das „absolut Fundamentale“ der neuesten politischen Oekonomie.

„Die menschlichen Bedürfnisse haben als solche ihre natürliche Gesetzmäßigkeit und sind hinsichtlich ihrer Steigerung in Grenzen eingeschlossen, die nur durch die Unnatur eine Zeitlang überschritten werden können, bis aus derselben Ekel, Lebensüberdruß, Abgelebtheit, soziale Verkrüppelung und schließlich heilsame Vernichtung folge. . . . Ein aus reinen Vergnügungen bestehendes Spielen, ohne weitem ernstern Zweck führt bald zur Blasirtheit oder was dasselbe ist, zum Verbrauch aller Empfindungsfähigkeit. Wirkliche Arbeit in irgend einer Form ist also das soziale Naturgesetz gesunder Gestalten. . . . Wären die Triebe und Bedürfnisse ohne ein Gegengewicht, so würden sie kaum ein kinderhaftes Dasein, geschweige eine geschichtlich gesteigerte Lebensentwicklung mit sich bringen. Bei voller müheloser Befriedigung würden sie sich bald erschöpfen und ein leeres Dasein in Gestalt lästiger, bis zu ihrer Wiedertehr verfließender Intervalle übrig lassen. . . . In allen Beziehungen ist also die Abhängigkeit der Bethätigung der Triebe und Leidenschaften von der Ueberwindung einer wirthschaftlichen Hemmung ein heilsames Grundgesetz der äußern Natureinrichtung und der inneren Menschenbeschaffenheit“ u. s. w. u. s. w. Man sieht, Ehren-Weise's platteste Plattheiten feiern bei Herrn Dühring ihr hundertjähriges Jubiläum, und das obendrein als „tiefere Grundlegung“ des einzig wahrhaft kritischen und wissenschaftlichen „sozialitären Systems“.

Nachdem der Grund also gelegt, kann Herr Dühring weiter bauen. In Anwendung der mathematischen Methode gibt er uns zuerst, nach Vorgang des alten Euklid, eine Reihe von Definitionen. Dies ist um so bequemer, als er seine Definitionen gleich so einrichten kann, daß dasjenige, was mit ihrer Hülfe bewiesen werden soll, schon theilweise in ihnen enthalten ist. So erfahren wir zunächst, daß der leitende Begriff der bisherigen Oekonomie sich Reichthum nennt, und Reichthum, wie er wirklich weltgeschichtlich bis jetzt verstanden worden ist und sein Reich entwickelt hat, ist „die ökonomische Macht über Menschen und Dinge“. Dies ist doppelt unrichtig. Erstens war der Reichthum der alten Stamm- und Dorfgemeinden keineswegs eine Herrschaft über Menschen. Und zweitens ist auch in den, in

Klassengegensätzen sich bewegenden, Gesellschaften der Reichthum, soweit er eine Herrschaft über Menschen einschließt, vorwiegend, fast ausschließlich eine Herrschaft über Menschen vermöge und vermittelt der Herrschaft über Dinge. Von der sehr frühen Zeit an, wo Sklavenfängerei und Sklavenausbeutung getrennte Geschäftszweige wurden, mußten die Ausbeuter von Sklavenarbeit die Sklaven kaufen, die Herrschaft über den Menschen erst durch die Herrschaft über die Dinge, über den Kaufpreis, die Unterhalts- und Arbeitsmittel des Sklaven erwerben. Im ganzen Mittelalter ist großer Grundbesitz die Vorbedingung, vermittelt deren der Feudaladel zu Zins- und Frohnbauern kommt. Und heutzutage gar sieht selbst ein Kind von sechs Jahren, daß der Reichthum menschenbeherrschend ist ausschließlich vermittelt der Dinge über die er verfügt.

Warum aber muß Herr Dühring diese falsche Definition des Reichthums verfertigen, warum den tatsächlichen Zusammenhang, wie er in allen bisherigen Klassengesellschaften galt, zerreißen? Um den Reichthum vom ökonomischen Gebiet aufs moralische hinüber zu zerrén. Die Herrschaft über die Dinge ist ganz gut, aber die Herrschaft über die Menschen ist vom Uebel; und da Herr Dühring sich selbst verboten hat, die Herrschaft über die Menschen aus der Herrschaft über die Dinge zu erklären, so kann er wieder einen kühnen Griff thun und sie kurzer Hand erklären aus der beliebten Gewalt. Der Reichthum als menschenbeherrschender ist „der Raub“, womit wir wieder angekommen sind bei einer verschlechterten Ausgabe des uralten Proudhonschen: „das Eigenthum ist der Diebstahl“.

Und hiermit haben wir denn glücklich den Reichthum unter die beiden wesentlichen Gesichtspunkte der Produktion und Vertheilung gebracht: Reichthum als Herrschaft über Dinge: Produktionsreichthum, gute Seite; als Herrschaft über Menschen: bisheriger Vertheilungsreichthum, schlechte Seite, fort damit! Auf die heutigen Verhältnisse angewandt, lautet dies: Die kapitalistische Produktionsweise ist ganz gut und kann bleiben, aber die kapitalistische Vertheilungsweise taugt nichts und muß abgeschafft werden. Zu solchem Unsinn führt es, wenn man über Dekonomie schreibt, ohne auch nur den Zusammenhang von Produktion und Vertheilung begriffen zu haben.

Nach dem Reichthum wird der Werth definiert, wie folgt: „Der Werth ist die Geltung, welche die wirthschaftlichen Dinge und Leistungen im Verkehr haben.“ Diese Geltung entspricht „dem Preise oder irgend einem sonstigen Aequivalentnamen, z. B. dem Lohne.“ Mit andern Worten: der Werth ist der Preis. Oder vielmehr, um Hrn. Dühring kein Unrecht zu thun

und den Widersinn seiner Definition möglichst in seinen eigenen Worten wiederzugeben: der Werth sind die Preise. Denn S. 19 sagt er: „der Werth und die ihn in Geld ausdrückenden Preise“, konstatiert also selbst, daß derselbe Werth sehr verschiedene Preise und damit auch ebensoviel verschiedene Werthe hat. Wenn Hegel nicht längst verstorben wäre, er würde sich erhängen. Diesen Werth, der soviel verschiedene Werthe ist als er Preise hat, hätte er mit aller Theologik nicht fertig gebracht. Man muß eben wieder die Zuversichtlichkeit des Herrn Dühring besitzen, um eine neue, tiefere Grundlegung der Dekonomie mit der Erklärung zu eröffnen, man kenne keinen andern Unterschied zwischen Preis und Werth, als daß der eine in Geld ausgedrückt sei und der andere nicht.

Damit wissen wir aber noch immer nicht, was der Werth ist und noch weniger, wonach er sich bestimmt. Herr Dühring muß also mit weiteren Aufklärungen herausrücken. „Ganz im Allgemeinen liegt das Grundgesetz der Vergleichung und Schätzung, auf welchem der Werth und die ihn in Geld ausdrückenden Preise beruhen, zunächst im Bereich der bloßen Produktion, abgesehen von der Wertheilung, die erst ein zweites Element in den Werthbegriff bringt. Die größern oder geringern Hindernisse, welche die Verschiedenheit der Naturverhältnisse den auf die Beschaffung der Dinge gerichteten Bestrebungen entgegensezt und wodurch sie zu größern oder geringern Ausgaben an wirthschaftlicher Kraft nöthigt, bestimmt auch . . . den größern oder geringern Werth“ und dieser wird geschätzt nach dem „von der Natur und den Verhältnissen entgegengesetzten Beschaffungswiderstand . . . Der Umfang, in welchem wir unsre eigne Kraft in sie (die Dinge) hineinlegten, ist die unmittelbar entscheidende Ursache der Existenz von Werth überhaupt und einer besondern Größe desselben.“

Soweit dies Alles einen Sinn hat, heißt es: Der Werth eines Arbeitsprodukts wird bestimmt durch die zu seiner Herstellung nöthige Arbeitszeit und das wußten wir längst, auch ohne Herrn Dühring. Statt die Thatsache einfach mitzutheilen, muß er sie orakelhaft verdrehen. Es ist einfach falsch, daß der Umfang, in dem Jemand seine Kraft in irgend ein Ding hineinlegt, (um die hochtrabende Redensart beizubehalten), die unmittelbar entscheidende Ursache von Werth und Werthgröße ist. Erstens kommt es darauf an, in welches Ding die Kraft hineingelegt wird, und zweitens, wie sie hineingelegt wird. Verfertigt unser Jemand ein Ding das keinen Gebrauchswerth für Andere hat, so bringt seine sämtliche Kraft kein Atom Werth fertig; und steift er sich darauf, einen Gegenstand mit der Hand herzustellen, den eine Maschine zwanzigfach wohlfeiler herstellt, so erzeugen



neunzehn Zwanzigstel seiner hineingelegten Kraft weder Werth überhaupt, noch eine besondere Größe desselben.

Ferner heißt es die Sache total verdrehen, wenn man die produktive Arbeit, die positive Erzeugnisse schafft, in eine bloß negative Ueberwindung eines Widerstandes verwandelt. Wir würden dann etwa wie folgt verfahren müssen, um zu einem Hemde zu kommen: Erstlich überwinden wir den Widerstand des Baumwollsamens gegen das Gesätwerden und das Wachsen, dann den der reifen Baumwolle gegen das Gepflückt-, Verpackt- und Verschicktwerden, dann den gegen das Ausgepackt-, das Gefrazt- und Gesponnenwerden, ferner den Widerstand des Garns gegen das Gewebtwerden, den des Gewebes gegen das Gebleicht- und Genähtwerden und endlich den des fertigen Hemdes gegen das Angezogenwerden.

Wozu all diese kindische Verkehrung und Verkehrtheit? Um vermittelt des „Widerstandes“ vom „Produktionswerth“, dem wahren, aber bis jetzt nur idealen Werth, auf den in der bisherigen Geschichte allein geltenden, durch die Gewalt verfälschten „Vertheilungswerth“ zu kommen: „Außer dem Widerstand, den die Natur leistet . . . gibt es noch ein anderes, rein soziales Hinderniß . . . Zwischen den Menschen und die Natur tritt eine hemmende Macht, und diese ist wiederum der Mensch. Der einzig und isolirt Gedachte steht der Natur frei gegenüber . . . Anders gestaltet sich die Situation, sobald wir uns einen Zweiten denken, der mit dem Degen in der Hand die Zugänge zur Natur und ihren Hülfquellen besetzt hält und für den Einlaß in irgend einer Gestalt einen Preis fordert. Dieser Zweite . . . besteuert gleichsam den Andern und ist so der Grund, daß der Werth des Erstrebten größer ausfällt, als es ohne dies politische und gesellschaftliche Hinderniß der Beschaffung oder Produktion der Fall sein könnte . . . Höchst mannichfaltig sind die besondern Gestaltungen dieser künstlich gesteigerten Geltung der Dinge, die natürlich in einer entsprechenden Niederdrückung der Geltung der Arbeit ihr begleitendes Gegenstück hat . . . Es ist daher eine Illusion, den Werth von vornherein als ein Äquivalent im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. ein Gleichvielgelten, oder als ein nach dem Prinzip der Gleichheit von Leistung und Gegenleistung zu Stande gekommenes Austauschverhältniß betrachten zu wollen . . . Im Gegentheil wird das Merkmal einer richtigen Werththeorie sein, daß die in ihr gedachte allgemeinste Schätzungsursache nicht mit der auf dem Vertheilungszwang beruhenden besondern Gestaltung der Geltung zusammenfalle. Diese wechselt mit der sozialen Verfassung, während der eigentliche ökonomische Werth nur ein der Natur gegenüber bemessener Produktionswerth sein kann und

sich daher nur mit den reinen Produktionshindernissen natürlicher und technischer Art ändern wird."

Der praktisch geltende Werth einer Sache besteht also nach Herrn Dühring aus zwei Theilen: erstens aus der in ihr enthaltenen Arbeit und zweitens aus dem „mit dem Degen in der Hand“ erzwungenen Besteuerungs-Aufschlag. Mit andern Worten, der heute geltende Werth ist ein Monopolpreis. Wenn nun, nach dieser Werththeorie, alle Waaren einen solchen Monopolpreis haben, so sind nur zwei Fälle möglich. Entweder verliert Jeder als Käufer das wieder, was er als Verkäufer gewonnen hat; die Preise haben sich zwar dem Namen nach verändert, sind sich aber in Wirklichkeit — in ihrem gegenseitigen Verhältniß — gleich geblieben; Alles bleibt wie es war, und der vielberühmte Vertheilungswerth ist bloßer Schein. — Oder aber, die angeblichen Besteuerungsaufschläge repräsentiren eine wirkliche Werthsumme, nämlich diejenige, die von der arbeitenden, wertherzeugenden Klasse produziert, aber von der Monopolistenklasse angeeignet wird, und dann besteht diese Werthsumme einfach aus unbezahlter Arbeit; in diesem Fall kommen wir, trotz dem Mann mit dem Degen in der Hand, trotz der angeblichen Besteuerungsaufschläge und dem behaupteten Vertheilungswerth, wieder an — bei der Marx'schen Theorie vom Mehrwerth.

Sehen wir uns jedoch um nach einigen Exempeln des vielberühmten „Vertheilungswerths“. Da heißt es S. 125 u. folg.: „Es ist auch die Preisgestaltung vermöge der individuellen Konkurrenz als eine Form der ökonomischen Vertheilung und der gegenseitigen Tributauferlegung zu betrachten . . . man denke sich den Vorrath irgend einer nothwendigen Waare plötzlich bedeutend verringert, so entsteht auf Seiten der Verkäufer eine unverhältnißmäßige Macht zur Ausbeutung . . . wie die Steigerung ins Kolossale gehn kann, zeigen besonders diejenigen abnormen Lagen, in denen die Zufuhr nothwendiger Artikel für eine längere Dauer abgeschnitten ist“ u. s. w. Außerdem gebe es auch im normalen Lauf der Dinge faktische Monopole, die eine willkürliche Preissteigerung erlauben, z. B. Eisenbahnen, Gesellschaften zur Versorgung der Städte mit Wasser und Leuchtgas u. s. w. — Daß solche Gelegenheiten monopolistischer Ausbeutung vorkommen, ist altbekannt. Daß aber die durch sie erzeugten Monopolpreise nicht als Ausnahmen und Spezialfälle, sondern grade als klassische Exempel der heute gültigen Feststellung der Werthe gelten sollen, das ist neu. Wie bestimmen sich die Preise der Lebensmittel? Geht in eine belagerte Stadt, wo die Zufuhr abgeschnitten ist, und erkundigt Euch! antwortet Hr. Dühring.

Wie wirkt die Konkurrenz auf die Feststellung der Marktpreise? Fragt das Monopol, es wird Euch Rede stehn!

Uebrigens ist auch bei diesen Monopolen der Mann mit dem Degen in der Hand, der hinter ihnen stehn soll, nicht zu entdecken. Im Gegentheil: in belagerten Städten pflegt der Mann mit dem Degen, der Kommandant, wenn er seine Schuldigkeit thut, sehr rasch dem Monopol ein Ende zu machen und die Monopolvorräthe zum Zweck gleichmäßiger Vertheilung mit Beschlag zu belegen. Und im Uebrigen haben die Männer mit dem Degen, sobald sie versuchten einen „Vertheilungswerth“ zu fabriziren, nichts geerntet als schlechte Geschäfte und Geldverlust. Die Holländer haben mit ihrer Monopolisirung des ostindischen Handels ihr Monopol und ihren Handel zu Grunde gerichtet. Die beiden stärksten Regierungen, die je bestanden, die nordamerikanische Revolutionsregierung und der französische Nationalkonvent, vermaßen sich, Maximalpreise festsetzen zu wollen, und scheiterten elendiglich. Die russische Regierung arbeitet nun seit Jahren daran, den Kurs des russischen Papiergeldes, den sie durch fortwährende Ausgabe von uneinlösbaren Banknoten in Rußland drückt, in London durch ebenso fortwährende Ankäufe von Wechseln auf Rußland emporzutreiben. Sie hat sich dies Vergnügen in wenigen Jahren an die sechszig Millionen Rubel kosten lassen und der Rubel steht jetzt unter zwei, statt über drei Mark. Wenn der Degen die ihm von Hrn. Dühring zugeschriebene ökonomische Zaubermacht hat, warum denn hat keine Regierung es fertig bringen können, schlechtem Geld auf die Dauer den „Vertheilungswerth“ von gutem, oder Assignaten denjenigen von Gold aufzuzwingen? Und wo ist der Degen der auf dem Weltmarkt das Kommando führt?

Weiter gibt es noch eine Hauptform, in der der Vertheilungswerth die Aneignung von Leistungen Anderer ohne Gegenleistung vermittelt: die Besitzrente, d. h. die Bodenrente und der Kapitalgewinn. Wir registriren dies einstweilen bloß, um sagen zu können, daß dies Alles ist was wir über den berühmten, „Vertheilungswerth“ erfahren. — Alles? Doch nicht ganz Alles. Hören wir:

„Ungeachtet des zweifachen Gesichtspunkts, welcher in der Erkenntniß eines Produktions- und eines Vertheilungswerths hervortritt, bleibt dennoch stets ein gemeinsames Etwas als derjenige Gegenstand zu Grunde liegen, aus welchem alle Werthe bestehen und mit welchem sie daher auch gemessen werden. Das unmittelbare, natürliche Maß ist der Kraftaufwand und die einfachste Einheit die Menschenkraft im rohesten Sinne des Wortes. Die letztere führt sich auf die Existenzzeit zurück,

deren Selbstunterhaltung wiederum die Ueberwindung einer gewissen Summe von Ernährungs- und Lebensschwierigkeiten darstellt. Der Vertheilungs- oder Aneignungswerth ist rein und ausschließlich nur da vorhanden, wo die Verfügungsmacht über unproduzirte Dinge, oder, gewöhnlicher geredet, diese Dinge selbst gegen Leistungen oder Sachen von wirklichen Produktionswerth ausgetauscht werden. Das Gleichartige, wie es sich in jedem Werthausdruck und daher auch in den durch Vertheilung ohne Gegenleistung angeeigneten Werthbestandtheilen angezeigt und vertreten findet, besteht in dem Aufwand an Menschenkraft, die sich . . . in jeder Waare . . . verkörpert findet."

Was sollen wir nun hierzu sagen? Wenn alle Waarenwerthe gemessen werden an dem in den Waaren verkörperten Aufwand von Menschenkraft — wo bleibt da der Vertheilungswerth, der Preisaufschlag, die Bezollung? Hr. Dühring sagt uns zwar, daß auch unproduzirte, also eines eigentlichen Werthes unfähige Dinge einen Vertheilungswerth erhalten und gegen produzirte, werthhabende Dinge ausgetauscht werden können. Er sagt aber gleichzeitig, daß alle Werthe, also auch die reinen und ausschließlichen Vertheilungswerthe, bestehen in dem in ihnen verkörperten Kraftaufwand. Wobei wir leider nicht erfahren, wie in einem unproduzirten Ding ein Kraftaufwand sich verkörpern soll. Jedenfalls scheint bei all diesem Durcheinander von Werthen schließlich soviel klar, daß es mit dem Vertheilungswerth, mit dem durch die soziale Position erzwungenen Preisaufschlag auf die Waaren, mit der Bezollung vermittelt des Dogens wieder Nichts ist; die Waarenwerthe werden bestimmt, einzig durch den Aufwand von Menschenkraft, vulgo Arbeit, die sich in ihnen verkörpert findet? Hr. Dühring sagt also, abgesehen von der Bodenrente und den paar Monopolpreisen, dasselbe, nur liederlicher und konfuser, was die verschriene Ricardo=Mary'sche Werththeorie längst weit bestimmter und klarer gesagt hat?

Er sagt es, und er sagt im selben Athem das Gegentheil. Mary, von den Untersuchungen Ricardos ausgehend, sagt: Der Waarenwerth wird bestimmt durch die in den Waaren verkörperte gesellschaftlich nothwendige, allgemein menschliche Arbeit, die wieder nach ihrer Zeitdauer gemessen wird. Die Arbeit ist das Maß aller Werthe, sie selbst aber hat keinen Werth. Hr. Dühring, nachdem er in seiner loddrigen Weise ebenfalls die Arbeit als Werthmaß hingestellt hat, fährt fort: sie „führt sich auf die Existenzzeit zurück, deren Selbstunterhaltung wiederum die Ueberwindung einer gewissen Summe von Ernährungs- und Lebensschwierigkeiten darstellt.“ Vernachlässigen wir die auf purer Originalitätssucht beruhende Verwechslung der Arbeitszeit, auf die

es hier allein ankommt, mit der Existenzzeit, die bisher noch nie Werthe geschaffen oder gemessen hat. Vernachlässigen wir auch den falschen „sozialitären“ Schein, den die „Selbstunterhaltung“ dieser Existenzzeit hineinbringen soll; so lange die Welt bestanden hat und bestehen wird, muß Jeder sich in dem Sinne selbst unterhalten, daß er seine Unterhaltungsmittel selbst verzehrt. Nehmen wir an, Hr. Dühring habe sich ökonomisch und präcis ausgedrückt, so heißt obiger Satz entweder gar nichts, oder er heißt: Der Werth einer Waare wird bestimmt durch die in ihr verkörperte Arbeitszeit, und der Werth dieser Arbeitszeit durch die zur Erhaltung des Arbeiters für diese Zeit erforderlichen Lebensmittel. Und das heißt für die heutige Gesellschaft: der Werth einer Waare wird bestimmt durch den in ihr enthaltenen Arbeitslohn.

Hiermit sind wir endlich angekommen bei dem, was Herr Dühring eigentlich sagen will. Der Werth einer Waare bestimmt sich, nach vulgärökonomischer Redeweise, durch die Herstellungskosten; wogegen Carey „die Wahrheit hervorhob, daß nicht die Produktionskosten, sondern die Reproduktionskosten den Werth bestimmen“ (Krit. Gesch. S. 401). Was es mit diesen Herstellungs- oder Wiederherstellungskosten auf sich hat, davon später; hier nur dies, daß sie bekanntlich bestehn aus Arbeitslohn und Kapitalprofit. Der Arbeitslohn stellt dar den in der Waare verkörperten „Kraftaufwand“, den Produktionswerth. Der Profit stellt dar den vom Kapitalisten kraft seines Monopols, seines Degens in der Hand erzwungenen Zoll oder Preisaufschlag, den Vertheilungswerth. Und so löst sich die ganze widerspruchsvolle Verwirrung der Dühring'schen Werththeorie schließlich auf in die schönste harmonische Klarheit.

Die Bestimmung des Waarenwerthes durch den Arbeitslohn, die bei Adam Smith noch häufig mit der Bestimmung des Werths durch die Arbeitszeit durcheinanderläuft, ist seit Ricardo aus der wissenschaftlichen Dekonomie verbannt und treibt heutzutage ihr Wesen nur noch in der Vulgärökonomie. Es sind grade die allerplattesten Sykophanten der bestehenden kapitalistischen Gesellschaftsordnung, die die Werthbestimmung durch den Arbeitslohn predigen, und dabei gleichzeitig den Profit des Kapitalisten ebenfalls als eine höhere Art von Arbeitslohn, als Entsayungslohn (daß der Kapitalist sein Kapital nicht verjubelt hat), als Risicoprämie, als Geschäftsführungslohn u. s. w. ausgeben. Herr Dühring unterscheidet sich von ihnen nur dadurch, daß er den Profit für Raub erklärt. Mit andern Worten, Herr Dühring begründet seinen Sozialismus direkt auf die Lehren der schlechtesten Sorte Vulgärökonomie. Soviel an dieser Vulgär-

ökonomie, genau soviel ist an seinem Sozialismus. Beide stehen und fallen mit einander.

Es ist doch klar: was ein Arbeiter leistet und was er kostet, sind ebenso verschiedene Dinge wie was eine Maschine leistet und was sie kostet. Der Werth, den ein Arbeiter in einem Arbeitstage von zwölf Stunden schafft, hat gar nichts gemein mit dem Werth der Lebensmittel, die er in diesem Arbeitstage und der dazugehörenden Ruhepause verzehrt. In diesen Lebensmitteln mag eine drei-, vier-, siebenstündige Arbeitszeit verkörpert sein, je nach dem Entwicklungsgrad der Ergiebigkeit der Arbeit. Nehmen wir an, es seien sieben Arbeitsstunden zu ihrer Herstellung nöthig gewesen, so besagt die von Herrn Dühring angenommene vulgär-ökonomische Werththeorie, daß das Produkt von zwölf Arbeitsstunden den Werth des Produkts von sieben Arbeitsstunden hat, daß zwölf Arbeitsstunden gleich sind sieben Arbeitsstunden, oder daß  $12=7$ . Um noch deutlicher zu sprechen: Ein Arbeiter auf dem Lande, gleichviel unter welchen gesellschaftlichen Verhältnissen, produziert eine Getreidesumme meinerwegen von zwanzig Hektoliter Weizen im Jahr. Er verbraucht während dieser Zeit eine Summe von Werthen, die sich in einer Summe von fünfzehn Hektoliter Weizen ausdrückt. Dann haben die zwanzig Hektoliter Weizen denselben Werth wie die fünfzehn, und das auf demselben Markt und unter sonst sich vollständig gleichbleibenden Umständen, mit andern Worten, 20 sind gleich 15. Und das nennt sich Dekonomie!

Alle Entwicklung der menschlichen Gesellschaft über die Stufe thierischer Wildheit hinaus fängt an von dem Tage, wo die Arbeit der Familie mehr Produkte schuf, als zu ihrem Unterhalt nothwendig waren, von dem Tage, wo ein Theil der Arbeit auf die Erzeugung nicht mehr von bloßen Lebensmitteln, sondern von Produktionsmitteln verwandt werden konnte. Ein Ueberschuß des Arbeitsprodukts über die Unterhaltungskosten der Arbeit, und die Bildung und Vermehrung eines gesellschaftlichen Produktions- und Reservefonds aus diesem Ueberschuß, war und ist die Grundlage aller gesellschaftlichen, politischen und intellektuellen Fortentwicklung. In der bisherigen Geschichte war dieser Fond das Besitzthum einer bevorzugten Klasse, der mit diesem Besitzthum auch die politische Herrschaft und die geistige Führung zufielen. Die bevorstehende soziale Umwälzung wird diesen gesellschaftlichen Produktions- und Reservefond, d. h. die Gesamtmasse der Rohstoffe, Produktionsinstrumente und Lebensmittel, erst wirklich zu einem gesellschaftlichen machen, indem sie ihn der Verfügung jener bevorzugten Klasse entzieht, und ihn der ganzen Gesellschaft als Gemeingut überweist.

Von zwei Dingen eins. Entweder bestimmt sich der Werth der Waaren durch die Unterhaltskosten der zu ihrer Herstellung nöthigen Arbeit, d. h. in der heutigen Gesellschaft durch den Arbeitslohn. Dann erhält jeder Arbeiter in seinem Lohn den Werth seines Arbeitsprodukts, dann ist eine Ausbeutung der Klasse der Lohnarbeiter durch die Klasse der Kapitalisten eine Unmöglichkeit. Gesezt, die Unterhaltungskosten eines Arbeiters seien in einer gegebenen Gesellschaft durch die Summe von drei Mark täglich ausgedrückt. Dann hat das Tagesprodukt des Arbeiters nach der obigen vulgärökonomischen Theorie den Werth von drei Mark. Nehmen wir nun an, der Kapitalist, der diesen Arbeiter beschäftigt, schlage auf dies Produkt einen Profit, eine Bezollung von einer Mark und verkaufe es für vier Mark. Dasselbe thun die andern Kapitalisten. Alsdann aber kann der Arbeiter seinen täglichen Unterhalt nicht mehr mit drei Mark bestreiten, sondern braucht dazu ebenfalls vier Mark. Da alle andern Umstände als gleichbleibend vorausgesezt sind, so muß der in Lebensmitteln ausgedrückte Arbeitslohn derselbe bleiben, der in Geld ausgedrückte Arbeitslohn muß also steigen und zwar von drei auf vier Mark täglich. Was die Kapitalisten in der Gestalt von Profit der Arbeiterklasse entziehen, müssen sie ihr in der Gestalt von Lohn wiedergeben. Wir sind genau soweit wie am Anfang: wenn der Arbeitslohn den Werth bestimmt, ist keine Ausbeutung des Arbeiters durch den Kapitalisten möglich. Es ist aber auch die Bildung eines Ueberschusses von Produkten unmöglich, denn die Arbeiter verzehren nach unsrer Voraussetzung genau soviel Werth wie sie erzeugen. Und da die Kapitalisten keinen Werth erzeugen, ist sogar nicht einmal abzusehen wovon sie leben wollen.\* Und wenn nun ein solcher Ueberschuß der Produktion über die Konsumtion, ein solcher Produktions- und Reservefond dennoch besteht und zwar in den Händen der Kapitalisten, so bleibt keine andere Erklärung möglich, als daß die Arbeiter bloß den Werth der Waaren zu ihrer Selbstunterhaltung verzehrt, die Waaren selbst aber den Kapitalisten zum weitern Gebrauch überlassen haben.

Oder aber: wenn dieser Produktions- und Reservefond in den Händen der Kapitalistenklasse thatsächlich besteht, wenn er thatsächlich durch Aufhäufung von Profit entstanden ist (die Bodenrente lassen wir hier einstweilen aus dem Spiel): so besteht er nothwendig aus dem aufgehäuften Ueberschuß des der Kapitalistenklasse von der Arbeiterklasse gelieferten Arbeitsprodukts über die der Arbeiterklasse von der Kapitalistenklasse gezahlte Summe Arbeitslohn. Dann bestimmt sich aber der Werth nicht durch den Arbeitslohn, sondern durch die Arbeitsmenge selbst; dann liefert

die Arbeiterklasse der Kapitalistenklasse im Arbeitsprodukt eine größere Werthmenge als sie von ihr im Arbeitslohn bezahlt erhält, und dann erklärt sich der Kapitalprofit, wie alle andern Formen der Aneignung fremden, unbezahlten Arbeitsprodukts, als bloßer Bestandtheil dieses von Marx entdeckten Mehrwerths.

Beiläufig. Von der großen Entdeckung, mit der Ricardo sein Hauptwerk eröffnet: „Daß der Werth einer Waare abhängt von der zu ihrer Herstellung nöthigen Arbeitsmenge, nicht aber von der für diese Arbeit gezahlten höheren oder niedrigeren Vergütung“ — von dieser epochemachenden Entdeckung ist im ganzen Kursus der Dekonomie nirgends die Rede. In der „Krit. Geschichte“ wird sie mit der orakelhaften Phrase abgefertigt: „Es wird (von Ricardo) nicht bedacht, daß ein größeres oder geringeres Verhältniß, in welchem der Lohn eine Anweisung auf die Lebensbedürfnisse sein kann (!), auch eine verschiedenartige Gestaltung der Werthverhältnisse . . . mit sich bringen muß!“ Eine Phrase wobei sich der Leser denken kann was er will, und wobei er am sichersten geht, wenn er sich gar nichts dabei denkt.

Und nun möge der Leser sich von den fünf Sorten Werth, mit denen Herr Dühring uns aufwartet, selber diejenige aussuchen, die ihm am besten gefällt: den Produktionswerth, der von Natur kommt, oder den Wertheilungswerth, den die Schlechtigkeit der Menschen geschaffen hat und der sich dadurch auszeichnet, daß er nach dem Kraftaufwand gemessen wird, der nicht in ihm steckt; oder drittens den Werth der durch die Arbeitszeit gemessen wird, oder viertens den der durch die Reproduktionskosten, oder endlich den, der durch den Arbeitslohn gemessen wird. Die Auswahl ist reichlich, die Konfusion vollkommen, und es bleibt uns nur noch übrig, mit Herrn Dühring auszurufen: „Die Lehre vom Werth ist der Probirstein der Gediegenheit ökonomischer Systeme!“

## VI. Einfache und zusammengesetzte Arbeit.

Einen ganz groben ökonomischen Quartanerschnitzer, der zugleich eine gemeingefährliche sozialistische Kezerei in sich schließt, hat Herr Dühring bei Marx entdeckt. Die Marx'sche Werththeorie ist „nichts weiter als die gewöhnliche . . . Lehre, daß die Arbeit Ursache aller Werthe und die Arbeitszeit das Maß derselben sei. In völliger Unklarheit verbleibt hierbei die Vorstellung von der Art, wie man den unterschiedlichen Werth der f. g. qualifizirten Arbeit denken solle. Allerdings kann auch nach unsrer Theorie nur die verwendete Arbeitszeit die natürlichen Selbstkosten und



mithin den absoluten Werth der wirthschaftlichen Dinge messen; aber hierbei wird die Arbeitszeit eines Jeden von vornherein völlig gleich zu achten sein, und man wird nur zuzusehn haben, wo bei qualifizirteren Leistungen zu der individuellen Arbeitszeit des Einzelnen noch diejenige anderer Personen . . . etwa in dem gebrauchten Werkzeug, mitwirkt. Es ist also nicht, wie sich Herr Marx nebelhaft vorstellt, die Arbeitszeit Jemandes an sich mehr werth als die einer andern Person, weil darin mehr durchschnittliche Arbeitszeit gleichsam verdichtet wäre, sondern alle Arbeitszeit ist ausnahmslos und prinzipiell, also ohne daß man erst einen Durchschnitt zu nehmen hätte, vollkommen gleichwerthig und man hat nur bei den Leistungen einer Person, ebenso wie bei jedem fertigen Erzeugniß zuzusehen, wie viel Arbeitszeit anderer Personen in der Aufwendung scheinbar blos eigener Arbeitszeit verdeckt sein möge. Ob es ein Produktionswerkzeug der Hand oder die Hand, ja der Kopf selbst ist, was nicht ohne anderer Leute Arbeitszeit die besondere Eigenschaft und Leistungsfähigkeit erhalten könnte, darauf kommt für die strenge Gültigkeit der Theorie nicht das Mindeste an. Herr Marx wird aber in seinen Auslassungen über den Werth das im Hintergrunde spukende Gespenst einer qualifizirten Arbeitszeit nicht los. In dieser Richtung durchzugreifen, hat ihn die überkommene Denkweise der gelehrten Klassen gehindert, der es als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen muß, die Arbeitszeit des Karrenschiebers und diejenige des Architekten an sich als ökonomisch völlig gleichwerthig anzuerkennen.“

Die Stelle bei Marx, die diesen „gewaltigeren Zorn“ des Herrn Dühring veranlaßt, ist sehr kurz. Marx untersucht, wodurch der Werth der Waaren bestimmt wird, und antwortet: Durch die in ihnen enthaltene menschliche Arbeit. Diese, fährt er fort, „ist Berausgabung einfacher Arbeitskraft, die im Durchschnitt jeder gewöhnliche Mensch ohne besondere Entwicklung in seinem leiblichen Organismus besitzt . . . Komplizirtere Arbeit gilt nur als potenzirte oder vielmehr multiplizirte einfache Arbeit, sodaß ein kleineres Quantum komplizirter Arbeit gleich einem größeren Quantum einfacher Arbeit. Daß diese Reduktion beständig vorgeht, zeigt die Erfahrung. Eine Waare mag das Produkt der komplizirtesten Arbeit sein, ihr Werth setzt sie dem Produkt einfacher Arbeit gleich und stellt daher selbst nur ein bestimmtes Quantum einfacher Arbeit dar. Die verschiedenen Proportionen, worin verschiedene Arbeitsarten auf einfache Arbeit als ihre Maßeinheit reduziert sind, werden durch einen gesellschaftlichen Prozeß hinter dem Rücken der Produzenten festgesetzt, und scheinen ihnen daher durch das Herkommen gegeben.“

Es handelt sich hier bei Marx zunächst nur um die Bestimmung des Werths von Waaren, also von Gegenständen, die innerhalb einer aus Privatproduzenten bestehenden Gesellschaft, von diesen Privatproduzenten für Privatrechnung produziert und gegen einander ausgetauscht werden. Es handelt sich hier also keineswegs um den „absoluten Werth,“ wo dieser auch immer sein Wesen treiben möge, sondern um den Werth, der in einer bestimmten Gesellschaftsform Geltung hat. Dieser Werth, in dieser bestimmten geschichtlichen Fassung, erweist sich als geschaffen und gemessen durch die in den einzelnen Waaren verkörperte menschliche Arbeit, und diese menschliche Arbeit erweist sich weiterhin als verausgabung einfacher Arbeitskraft. Nun ist aber nicht jede Arbeit eine bloße verausgabung von einfacher menschlicher Arbeitskraft; sehr viele Gattungen von Arbeit schließen die Anwendung von, mit mehr oder weniger Mühe, Zeit- und Geldaufwand erworbenen Geschicklichkeiten oder Kenntnissen in sich ein. Erzeugen diese Arten von zusammengesetzter Arbeit in gleichen Zeiträumen denselben Waarenwerth wie die einfache Arbeit, die verausgabung von bloßer einfacher Arbeitskraft? Augenscheinlich nein. Das Produkt der Stunde zusammengesetzter Arbeit ist eine Waare von höherem, doppeltem oder dreifachem Werth, verglichen mit dem Produkt der Stunde einfacher Arbeit. Der Werth der Erzeugnisse der zusammengesetzten Arbeit wird durch diese Vergleichung ausgedrückt in bestimmten Mengen einfacher Arbeit; aber diese Reduktion der zusammengesetzten Arbeit auf einfache Arbeit vollzieht sich durch einen gesellschaftlichen Prozeß, hinter dem Rücken der Produzenten, durch einen Vorgang, der hier, bei der Entwicklung der Werththeorie, nur festzustellen, aber noch nicht zu erklären ist.

Diese einfache, in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft sich täglich vor unsern Augen vollziehende Thatsache ist es, die Marx hier konstatiert. Diese Thatsache ist so unbestreitbar, daß selbst Herr Dühring sie weder in seinem Kursus noch in seiner Geschichte der Oekonomie zu bestreiten wagt; und die Marx'sche Darstellung ist so einfach und durchsichtig, daß sicher Niemand „in völliger Unklarheit hierbei verbleibt“ außer Herrn Dühring. Vermittelst dieser seiner völligen Unklarheit versteht er den Waarenwerth, mit dessen Untersuchung sich Marx zunächst allein beschäftigt für „die natürlichen Selbstkosten“, die die Unklarheit nur noch völliger machen, und gar für den „absoluten Werth“, der bisher in der Oekonomie unsres Wissens nirgendwo Kurs hatte. Was aber Herr Dühring auch unter den natürlichen Selbstkosten verstehn, und welche seiner fünf Arten Werth auch die Ehre haben möge, den absoluten Werth vorzustellen, soviel ist sicher, daß von allen

diesen Dingen bei Marx nicht die Rede ist, sondern nur vom Waarenwerth; und daß in dem ganzen Abschnitt des „Kapital“ über den Werth auch nicht die geringste Andeutung darüber vorkommt, ob, oder in welcher Ausdehnung, Marx diese Theorie des Waarenwerths auch auf andre Gesellschaftsformen anwendbar hält.

Es ist also nicht, fährt Herr Dühring fort, „es ist also nicht, wie sich Herr Marx nebelhaft vorstellt, die Arbeitszeit Jemandes an sich mehr werth als die einer andern Person, weil darin mehr durchschnittliche Arbeit gleichsam verdichtet wäre, sondern alle Arbeitszeit ist ausnahmslos und prinzipiell, also ohne daß man erst einen Durchschnitt zu nehmen hätte, vollkommen gleichwerthig.“ — Es ist ein Glück für Herrn Dühring, daß ihn das Schicksal nicht zum Fabrikanten gemacht und ihn so davor bewahrt hat, den Werth seiner Waaren nach dieser neuen Regel anzusehen, und damit dem Bankerott unfehlbar in die Arme zu laufen. Doch wie! Befinden wir uns hier denn noch in der Gesellschaft der Fabrikanten? Keineswegs. Mit den natürlichen Selbstkosten und dem absoluten Werth hat uns Herr Dühring einen Sprung machen lassen, einen wahren Salto mortale aus der gegenwärtigen schlechten Welt der Ausbeuter in seine eigne Wirthschaftskommune der Zukunft, in die reine Himmelslust der Gleichheit und Gerechtigkeit, und wir müssen uns also diese neue Welt, wenn auch vorzeitig, hier schon ein wenig ansehen.

Allerdings kann, nach Herrn Dührings Theorie, auch in der Wirthschaftskommune nur die verwendete Arbeitszeit den Werth der wirthschaftlichen Dinge messen, aber hierbei wird die Arbeitszeit eines Jeden von vornherein völlig gleich zu achten sein, alle Arbeitszeit ist ausnahmslos und prinzipiell vollkommen gleichwerthig, und zwar ohne daß man erst einen Durchschnitt zu nehmen hätte. Und nun halte man gegen diesen radikalen Gleichheitssozialismus die nebelhafte Vorstellung von Marx, als sei die Arbeitszeit Jemandes an sich mehr werth als die einer andern Person, weil darin mehr durchschnittliche Arbeitszeit verdichtet sei, eine Vorstellung, in der ihn die überkommene Denkweise der gelehrten Klassen befangen hält, der es als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen muß, die Arbeitszeit des Karrenschiebers und die des Architekten als ökonomisch völlig gleichwerthig anzuerkennen!

Leider macht Marx zu der oben angeführten Stelle im „Kapital“ die kleine Anmerkung: „Der Leser muß aufmerken, daß hier nicht vom Lohn oder Werth die Rede ist, den der Arbeiter etwa für einen Arbeitstag erhält, sondern vom Waarenwerth, worin sich ein Arbeitstag vergegenständlicht.“ Marx,

der hier seinen Dühring vorher geahnt zu haben scheint, verwahrt sich also selbst dagegen, daß man seine obigen Sätze auch nur auf den in der heutigen Gesellschaft für zusammengesetzte Arbeit etwa zu zahlenden Lohn anwende. Und wenn Herr Dühring, nicht zufrieden damit, dies dennoch zu thun, jene Sätze für die Grundsätze ausgibt, nach denen Marx die Vertheilung der Lebensmittel in der sozialistisch organisirten Gesellschaft geregelt wissen wolle, so ist das eine Schamlosigkeit der Unterschlebung, die nur in der Revolverliteratur ihres Gleichen findet.

Doch besehen wir uns die Gleichwerthigkeitslehre etwas näher. Alle Arbeitszeit ist vollkommen gleichwerthig, die des Karrenschlebers und die des Architekten. Also hat die Arbeitszeit, und damit die Arbeit selbst, einen Werth. Die Arbeit aber ist die Erzeugerin aller Werthe. Sie allein ist es, die den vorgefundnen Naturprodukten einen Werth im ökonomischen Sinne gibt. Der Werth selbst ist nichts anderes, als der Ausdruck der in einem Ding vergegenständlichten, gesellschaftlich nothwendigen menschlichen Arbeit. Die Arbeit kann also keinen Werth haben. Ebenfogut wie von einem Werth der Arbeit sprechen und ihn bestimmen wollen, ebenfogut könnte man vom Werth des Werths sprechen oder das Gewicht, nicht eines schweren Körpers, sondern der Schwere selbst bestimmen wollen. Herr Dühring fertigt Leute wie Owen, Saint Simon und Fourier ab mit dem Titel: soziale Alchymisten. Indem er über den Werth der Arbeitszeit d. h. der Arbeit spintisirt, beweist er, daß er noch tief unter den wirklichen Alchymisten steht. Und nun ermesse man die Kühnheit, mit der Herr Dühring Marx die Behauptung in die Schuhe schiebt, als sei die Arbeitszeit Jemandes an sich mehr werth, als die einer andern Person, als habe die Arbeitszeit, also die Arbeit, einen Werth — Marx, der zuerst entwickelt hat, daß und warum die Arbeit keinen Werth haben kann!

Für den Sozialismus, der die menschliche Arbeitskraft von ihrer Stellung als Waare emancipiren will, ist die Einsicht von hoher Wichtigkeit, daß die Arbeit keinen Werth hat, keinen haben kann. Mit ihr fallen alle Versuche, die sich aus dem naturwüchsigen Arbeitersozialismus auf Herrn Dühring vererbt haben, die künftige Vertheilung der Existenzmittel als eine Art höhern Arbeitslohns zu reguliren. Aus ihr folgt die weitere Einsicht, daß die Vertheilung, soweit sie durch rein ökonomische Rücksichten beherrscht wird, sich regeln wird durch das Interesse der Produktion, und die Produktion wird gefördert am meisten durch eine Vertheilungsweise, die allen Gesellschaftsgliedern erlaubt, ihre Fähigkeiten möglichst allseitig auszubilden, zu erhalten und auszuüben. Der dem Herrn Dühring überkommenen Denkweise

der gelehrten Klassen muß es allerdings als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, daß es einmal keine Karrenschieber und keine Architekten von Profession mehr geben soll, und daß der Mann, der eine halbe Stunde lang als Architekt Anweisungen gegeben hat, auch eine Zeitlang die Karre schiebt, bis seine Thätigkeit als Architekt wieder in Anspruch genommen wird. Ein schöner Sozialismus, der die Karrenschieber von Profession verewigt!

Soll die Gleichwerthigkeit der Arbeitszeit den Sinn haben, daß jeder Arbeiter in gleichen Zeiträumen gleiche Werthe produziert, ohne daß man erst einen Durchschnitt zu nehmen hätte, so ist das augenscheinlich falsch. Bei zwei Arbeitern, auch desselben Geschäftszweigs, wird sich das Werthprodukt der Arbeitsstunde immer nach Intensität der Arbeit und Geschicklichkeit verschieden stellen; diesem Uebelstand, der indeß nur für Leute à la Dühring einer ist, kann nun einmal keine Wirthschaftskommune, wenigstens nicht auf unfrem Weltkörper, abhelfen. Was bleibt also von der ganzen Gleichwerthigkeit aller und jeder Arbeit? Nichts als die pure renommissische Phrase, die keine andre ökonomische Unterlage hat, als die Unfähigkeit des Herrn Dühring, zu unterscheiden zwischen Bestimmung des Werths durch die Arbeit und Bestimmung des Werths durch den Arbeitslohn — nichts als der Akt, das Grundgesetz der neuen Wirthschaftskommune: Der Arbeitslohn für gleiche Arbeitszeit soll gleich sein! Da hatten die alten französischen Arbeiterkommunisten und Weitling doch weit bessere Gründe für ihre Lohnungleichheit.

Wie löst sich nun die ganze wichtige Frage von der höheren Löhnung der zusammengesetzten Arbeit? In der Gesellschaft von Privatproduzenten bestreiten die Privatleute oder ihre Familien die Kosten der Ausbildung des gelernten Arbeiters; den Privaten fällt daher auch zunächst der höhere Preis der gelernten Arbeitskraft zu: der geschickte Sklave wird theurer verkauft, der geschickte Lohnarbeiter höher gelohnt. In der sozialistisch organisierten Gesellschaft bestreitet die Gesellschaft diese Kosten, ihr gehören daher auch die Früchte, die erzeugten größern Werthe der zusammengesetzten Arbeit. Der Arbeiter selbst hat keinen Mehranspruch. Woraus nebenbei noch die Nutzenanwendung folgt, daß es mit dem beliebten Anspruch des Arbeiters auf „den vollen Arbeitsertrag“ doch auch manchmal seinen Haken hat.

## VII. Kapital und Mehrwerth.

„Vom Kapital hegt Herr Marx zunächst nicht den gemeingültigen ökonomischen Begriff, demzufolge es produziertes Produktionsmittel ist, sondern versucht es, eine speziellere, dialektisch-historische, in das Metamorphosenspiel der Begriffe und der Geschichte eingehende Idee aufzutreiben. Das Kapital soll sich aus dem Geld erzeugen; es soll eine historische Phase bilden, die mit dem 16. Jahrhundert, nämlich mit den für diese Zeit vorausgesetzten Anfängen zu einem Weltmarkt, beginnt. Offenbar geht nun bei einer solchen Begriffsfassung die Schärfe der volkswirthschaftlichen Analyse verloren. In solchen wüsten Konzeptionen, die halb geschichtlich und halb logisch sein sollen, in der That aber nur Bastarde historischer und logischer Phantastik sind, geht das Unterscheidungsvermögen des Verstandes sammt allem ehrlichen Begriffsgebrauch unter“ — und so wird eine ganze Seite fortschwadronirt . . . „mit der Marx'schen Kennzeichnung des Kapitalbegriffs lasse sich in der strengen Volkswirthschaftslehre nur Verwirrung stiften . . . Leichtfertigkeiten, die für tiefe logische Wahrheiten ausgegeben werden . . . Gebrechlichkeit der Fundamente“ u. s. w.

Also nach Marx soll sich das Kapital im Anfang des 16. Jahrhunderts aus dem Geld erzeugen. Es ist das, als ob man sagen wollte, das Metallgeld habe sich vor stark dreitausend Jahren aus dem Vieh erzeugt, weil früher unter Anderm auch Vieh Geldfunktionen vertrat. Nur Herr Dühring ist einer so rohen und schiefen Ausdrucksweise fähig. Bei Marx ergiebt sich bei der Analyse der ökonomischen Formen, innerhalb deren der Prozeß der Waarencirkulation sich bewegt, als letzte Form das Geld. „Dies letzte Produkt der Waarencirkulation ist die erste Erscheinungsform des Kapitals. Historisch tritt das Kapital dem Grundeigenthum überall zunächst in der Form von Geld gegenüber, als Geldvermögen, Kaufmannskapital und Wucherkapital . . . Dieselbe Geschichte spielt täglich vor unsern Augen. Jedes neue Kapital betritt in erster Instanz die Bühne, d. h. den Markt, Waarenmarkt, Arbeitsmarkt oder Geldmarkt, immer noch als Geld, Geld, das sich durch bestimmte Prozesse in Kapital verwandeln soll.“ Es ist also wieder eine Thatsache, die Marx konstatiert. Unfähig, sie zu bestreiten, verdreht sie Herr Dühring: Das Kapital soll sich aus dem Geld erzeugen!

Marx untersucht nun weiter die Prozesse, wodurch Geld sich in Kapital verwandelt, und findet zunächst, daß die Form, in der Geld als Kapital circulirt, die Umkehrung derjenigen Form ist, in der es als allgemeines Waarenäquivalent circulirt. Der ein-

fache Waarenbesitzer verkauft um zu kaufen; er verkauft was er nicht braucht und kauft mit dem erhandelten Gelde das, was er braucht. Der angehende Kapitalist kauft von vornherein das, was er nicht selbst braucht; er kauft, um zu verkaufen, und zwar um theurer zu verkaufen, um den ursprünglich in das Kaufgeschäft geworfenen Geldwerth zurückzuerhalten, vermehrt durch einen Zuwachs an Geld, und diesen Zuwachs nennt Marx Mehrwerth.

Woher stammt dieser Mehrwerth? Er kann weder daher stammen, daß der Käufer die Waaren unter dem Werth kaufte, noch daher, daß der Verkäufer sie über dem Werth verkaufte. Denn in beiden Fällen gleichen sich die Gewinne und Verluste jedes Einzelnen gegenseitig aus, da Jeder abwechselnd Käufer und Verkäufer ist. Er kann auch nicht aus Presserei stammen, denn die Presserei kann zwar den Einen auf Kosten des Andern bereichern, nicht aber die von Beiden besessene Gesamtsumme, also auch nicht die Summe der cirkulirenden Werthe überhaupt vermehren. „Die Gesamtheit der Kapitalistenklasse eines Landes kann sich nicht selbst übervorthheilen.“

Und doch finden wir, daß die Gesamtheit der Kapitalistenklasse jedes Landes sich fortwährend vor unsern Augen bereichert, indem sie theurer verkauft als sie eingekauft hatte, indem sie sich Mehrwerth aneignet. Wir sind also soweit wie am Anfang: Woher stammt dieser Mehrwerth? Diese Frage gilt es zu lösen und zwar auf rein ökonomischem Wege, unter Ausschluß aller Presserei, aller Einmischung irgend welcher Gewalt — die Frage: Wie ist es möglich fortwährend theurer zu verkaufen, als man eingekauft hat, selbst unter der Voraussetzung, daß fortwährend gleiche Werthe ausgetauscht werden gegen gleiche Werthe?

Die Lösung dieser Frage ist das epochemachendste Verdienst des Marx'schen Werks. Sie verbreitet helles Tageslicht über ökonomische Gebiete, wo früher Sozialisten nicht minder als bürgerliche Ökonomen in tiefster Finsterniß herumtappten. Von ihr datirt, um sie gruppirt sich der wissenschaftliche Sozialismus.

Diese Lösung ist folgende. Die Werthvergrößerung des Geldes, das sich in Kapital verwandeln soll, kann nicht an diesem Geld vorgehen, oder aus dem Einkauf herrühren, da dies Geld hier nur den Preis der Waare realisirt, und dieser Preis ist, da wir voraussetzen, daß gleiche Werthe ausgetauscht werden, nicht verschieden von ihrem Werth. Die Werthvergrößerung kann aber aus demselben Grunde auch nicht aus dem Verkauf der Waare hervorgehn. Die Veränderung muß sich also zutragen mit der Waare, die gekauft wird, aber nicht mit ihrem Werth, da sie zu ihrem Werth gekauft und verkauft wird, sondern mit

ihrem Gebrauchswert als solchem, d. h. die Werthveränderung muß aus dem Verbrauch der Waare entspringen. „Um aus dem Verbrauch einer Waare Werth herauszuziehen, müßte unser Geldbesitzer so glücklich sein . . . auf dem Markt eine Waare zu entdecken, deren Gebrauchswert die eigenthümliche Beschaffenheit besäße. Quelle von Werth zu sein, deren wirklicher Verbrauch also selbst Vergegenständlichung von Arbeit wäre, daher Werthschöpfung. Und der Geldbesitzer findet auf dem Markt eine solche spezifische Waare vor — das Arbeitsvermögen oder die Arbeitskraft.“ Wenn, wie wir sahen, die Arbeit als solche keinen Werth haben kann, so ist das keineswegs der Fall mit der Arbeitskraft. Diese erhält einen Werth sobald sie zur Waare wird, wie sie heutzutage thatsächlich eine Waare ist, und dieser Werth bestimmt sich „gleich dem jeder andern Waare, durch die zur Produktion, also auch Reproduktion, dieses spezifischen Artikels nöthige Arbeitszeit,“ d. h. durch die Arbeitszeit, welche erforderlich ist zur Herstellung der Lebensmittel, deren der Arbeiter zu seiner Erhaltung in arbeitsfähigem Zustand, und zur Fortpflanzung seines Geschlechts bedarf. Nehmen wir an, diese Lebensmittel repräsentiren, Tag für Tag, eine sechsstündige Arbeitszeit. Unser angehender Kapitalist, der zum Betrieb seines Geschäfts Arbeitskraft einkauft, d. h. einen Arbeiter miethet, zahlt also diesem Arbeiter den vollen Tageswerth seiner Arbeitskraft, wenn er ihm eine Geldsumme zahlt, die ebenfalls sechs Arbeitsstunden vertritt. Sobald der Arbeiter nun sechs Stunden im Dienst des angehenden Kapitalisten gearbeitet hat, hat er diesem vollen Ersatz geleistet für seine Auslage, für den gezahlten Tageswerth der Arbeitskraft. Damit aber wäre das Geld nicht in Kapital verwandelt, es hätte keinen Mehrwerth erzeugt. Der Käufer der Arbeitskraft hat daher auch eine ganz andere Ansicht von der Natur des von ihm abgeschlossenen Geschäfts. Daß nur sechs Arbeitsstunden nöthig sind, um den Arbeiter während 24 Stunden am Leben zu erhalten, hindert diesen keineswegs 12 Stunden aus den 24 zu arbeiten. Der Werth der Arbeitskraft und ihre Verwerthung im Arbeitsprozeß sind zwei verschiedene Größen. Der Geldbesitzer hat den Tageswerth der Arbeitskraft gezahlt, ihm gehört daher auch ihr Gebrauch während des Tages, die tagelange Arbeit. Daß der Werth, den ihr Gebrauch während eines Tages schafft, doppelt so groß ist wie ihr eigener Tageswerth, ist ein besonderes Glück für den Käufer, aber nach den Gesetzen des Waarenaustausches durchaus kein Unrecht gegen den Verkäufer. Der Arbeiter kostet also dem Geldbesitzer nach unserer Annahme täglich das Werthprodukt von sechs Arbeitsstunden, aber er liefert ihm täglich das Werthprodukt von 12 Arbeits-



stunden. Differenz zu Gunsten des Geldbesizers — 6 Stunden unbezahlte Mehrarbeit, ein unbezahltes Mehrprodukt, in dem die Arbeit von sechs Stunden verkörpert ist. Das Kunststück ist gemacht. Mehrwerth ist erzeugt, Geld ist in Kapital verwandelt.

Indem Marx auf diese Weise nachwies, wie Mehrwerth entsteht und wie allein Mehrwerth unter der Herrschaft der, den Austausch von Waaren regelnden Gesetze entstehen kann, legte er den Mechanismus der heutigen kapitalistischen Produktionsweise und der auf ihr beruhenden Aneignungsweise bloß, enthüllte er den Krystallkern, um den die ganze heutige Gesellschaftsordnung sich angelegt hat.

Diese Erzeugung von Kapital hat jedoch eine wesentliche Voraussetzung: „Zur Verwandlung von Geld in Kapital muß der Geldbesizer den freien Arbeiter auf dem Waarenmarkt vorfinden, frei in dem Doppelsinn, daß er als freie Person über seine Arbeitskraft als seine Waare verfügt, daß er andererseits andre Waaren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nöthigen Sachen.“ Aber dies Verhältniß von Geld- oder Waarenbesizern auf der einen Seite, und von Besizern von Nichts, außer der eignen Arbeitskraft, auf der andern, ist kein naturgeschichtliches, noch ist es ein allen Geschichtsperioden gemeinsames Verhältniß, „es ist offenbar selbst das Resultat einer vorhergegangenen historischen Entwicklung, das Produkt . . . des Untergangs einer ganzen Reihe älterer Formationen der gesellschaftlichen Produktion.“ Und zwar tritt dieser freie Arbeiter uns in der Geschichte zuerst massenhaft gegenüber am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, in Folge der Auflösung der feudalen Produktionsweise. Damit aber, und mit der von derselben Epoche datirenden Schöpfung des Welthandels und Weltmarkts, war die Grundlage gegeben, auf der die Masse des vorhandenen beweglichen Reichthums sich mehr und mehr in Kapital verwandeln und die kapitalistische, auf Erzeugung von Mehrwerth gerichtete Produktionsweise mehr und mehr die ausschließlich herrschende werden mußte.

Soweit sind wir den „wüsten Konzeptionen“ von Marx gefolgt, diesen „Bastarden historischer und logischer Phantastik“, bei denen „das Unterscheidungsvermögen des Verstandes sammt allem ehrlichen Begriffsgebrauch untergeht“. Stellen wir diesen „Leichtfertigkeiten“ nunmehr die „tiefen logischen Wahrheiten“ und die „letzte und strengste Wissenschaftlichkeit im Sinne der exakten Disziplinen“ gegenüber, wie sie uns Herr Dühring bietet.

Also vom Kapital hegt Marx „nicht den gemeingültigen ökonomischen Begriff, demzufolge es produziertes Produktionsmittel

ist“; er sagt vielmehr, daß eine Summe von Werthen sich erst dann in Kapital verwandelt, wenn sie sich verwerthet, indem sie Mehrwerth bildet. Und was sagt Herr Dühring? „Das Kapital ist ein Stamm ökonomischer Machtmittel zur Fortführung der Produktion und zur Bildung von Antheilen an den Früchten der allgemeinen Arbeitskraft.“ So orakelhaft und lobdrig dies auch wieder ausgedrückt ist, so ist doch so viel sicher: der Stamm ökonomischer Machtmittel mag die Produktion in Ewigkeit fortführen, er wird nach Hrn. Dührings eignen Worten nicht zu Kapital, so lange er nicht „Antheile an den Früchten der allgemeinen Arbeitskraft“, d. h. Mehrwerth oder wenigstens Mehrprodukt bildet. Die Sünde also, die Herr Dühring Marx vorwirft, nicht den gemeingültigen ökonomischen Begriff vom Kapital zu hegen, begeht er nicht nur selbst, sondern er begeht außerdem noch ein durch hochtrabende Redensarten „schlecht verdecktes“, ungeschicktes Plagiat an Marx.

Auf S. 262 wird dies weiter ausgeführt: „Das Kapital im sozialen Sinne“ (und ein Kapital in einem nicht sozialen Sinn soll Herr Dühring noch entdecken) „ist nämlich spezifisch von dem reinen Produktionsmittel verschieden; denn während das letztere nur einen technischen Charakter hat und unter allen Umständen erforderlich ist, zeichnet sich das erstere durch seine gesellschaftliche Kraft der Aneignung und Antheilbildung aus. Das soziale Kapital ist allerdings zum großen Theil nichts Anderes als das technische Produktionsmittel in seiner sozialen Funktion; aber diese Funktion ist es auch grade, welche . . . verschwinden muß.“ Wenn wir bedenken, daß es grade Marx war, welcher zuerst die „soziale Funktion“ hervorhob, vermitteltst deren allein eine Werthsumme zu Kapital wird, so muß es allerdings „für jeden aufmerksameren Betrachter des Gegenstandes bald feststehn, daß sich mit der Marx'schen Kennzeichnung des Kapitalbegriffs nur Verwirrung stiften lasse“ — nicht aber, wie Herr Dühring meint, in der strengen Volkswirtschaftslehre, sondern, wie Figura zeigt, einzig und allein im Kopf des Herrn Dühring selbst, der in der „Kritischen Geschichte“ bereits vergessen hat, wie stark er im „Kursus“ von besagtem Kapitalbegriff gezehrt.

Indeß Herr Dühring ist nicht zufrieden damit, seine Definition des Kapitals, wenn auch in „gesäuberter“ Form, von Marx zu entlehnen. Er muß ihm auch folgen in das „Metamorphosen-spiel der Begriffe und der Geschichte“, und das, Angesichts seiner eignen bessern Erkenntniß, daß dabei nichts herauskommt, als „wüste Konzeptionen“, „Leichtfertigkeiten“, „Gebrechlichkeit der Fundamente“ u. s. w. Woher stammt diese „soziale Funktion“ des Kapitals, die es befähigt, sich die Früchte fremder Arbeit

anzueignen, und wodurch allein es sich vom bloßen Produktionsmittel unterscheidet? Sie beruht, sagt Herr Dühring, „nicht auf der Natur der Produktionsmittel und auf deren technischer Unentbehrlichkeit.“ Sie ist also geschichtlich entstanden, und Herr Dühring wiederholt uns auf S. 252 nur, was wir schon zehnmal gehört haben, wenn er ihre Entstehung erklärt vermittelt des altbekannten Abenteuers von den beiden Männern, von denen am Anfang der Geschichte der Eine sein Produktionsmittel in Kapital verwandelt, indem er den Andern vergewaltigt. Aber nicht damit zufrieden, der sozialen Funktion, durch welche eine Werthsumme erst zu Kapital wird, einen geschichtlichen Anfang zuzuschreiben, prophezeit Hr. Dühring ihr auch ein geschichtliches Ende. Sie „ist es auch grade, welche verschwinden muß“. Eine Erscheinung, welche geschichtlich entstanden ist und geschichtlich wieder verschwindet, pflegt man, in der gemeingültigen Sprache geredet, „eine historische Phase“ zu nennen. Es ist also das Kapital eine historische Phase nicht bloß bei Marx, sondern auch bei Herrn Dühring, und wir sind daher zu dem Schluß genöthigt, daß wir uns hier bei den Jesuiten befinden. Wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Wenn Marx sagt, das Kapital ist eine historische Phase, so ist das eine wüste Konzeption, ein Bastard historischer und logischer Phantastik, bei dem das Unterscheidungsvermögen sammt allem ehrlichen Begriffsgebrauch untergeht. Wenn Herr Dühring ebenfalls das Kapital als eine historische Phase darstellt, so ist das ein Beweis von Schärfe der volkswirtschaftlichen Analyse und von letzter und strengster Wissenschaftlichkeit im Sinne der exakten Disziplinen. Wodurch unterscheidet sich nun die Dühring'sche Kapitalvorstellung von der Marx'schen?

„Das Kapital,“ sagt Marx, „hat die Mehrarbeit nicht erfunden. Ueberall, wo ein Theil der Gesellschaft das Monopol der Produktionsmittel besitzt, muß der Arbeiter, frei oder unfrei, der zu seiner Selbsterhaltung nothwendigen Arbeitszeit überschüssige Arbeitszeit zusetzen, um die Lebensmittel für den Eigner der Produktionsmittel zu produziren.“ Mehrarbeit, Arbeit über die zur Selbsterhaltung des Arbeiters nöthige Zeit hinaus, und Aneignung des Produkts dieser Mehrarbeit durch Andre, Arbeitsausbeutung ist also allen bisherigen Gesellschaftsformen gemein, soweit diese sich in Klassegegensätzen bewegten. Aber erst wenn das Produkt dieser Mehrarbeit die Form von Mehrwerth annimmt, wenn der Eigner der Produktionsmittel den freien Arbeiter — frei von sozialen Fesseln und frei von eigenem Besitz — als Gegenstand der Ausbeutung sich gegenüber vorfindet, und ihn ausbeutet zum Zweck der Produktion von Waaren, erst dann

nimmt, nach Marx, das Produktionsmittel den spezifischen Charakter des Kapitals an. Und dies ist auf großem Maßstab geschehen erst seit dem Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts.

Herr Dühring dagegen erklärt jede Summe von Produktionsmitteln für Kapital, die „Anteile an den Früchten der allgemeinen Arbeitskraft“ bildet, also Mehrarbeit in irgend einer Form erwirkt. Mit andern Worten, Herr Dühring annektirt die von Marx entdeckte Mehrarbeit, um damit den ihm augenblicklich nicht passenden, ebenfalls von Marx entdeckten Mehrwerth todzuschlagen. Nach Herrn Dühring wäre also nicht nur der bewegliche und unbewegliche Reichthum der mit Sklaven wirthschaftenden forinthischen und athenischen Bürger, sondern auch der der römischen Großgrundbesitzer der Kaiserzeit, und nicht minder derjenige der Feudalbarone des Mittelalters, soweit er in irgend einer Weise der Produktion diene, alles ohne Unterschied Kapital.

Herr Dühring selbst hegt also „vom Kapital nicht den gemeingültigen Begriff, demzufolge es produziertes Produktionsmittel ist“, sondern vielmehr einen ganz entgegengesetzten, der sogar die unproduzierten Produktionsmittel einschließt, die Erde und ihre natürlichen Hülfquellen. Nun ist aber die Vorstellung, daß Kapital „produziertes Produktionsmittel“ schlechthin sei, gemeingültig wieder nur in der Bulgärökonomie. Außerhalb dieser, dem Herrn Dühring so theuren Bulgärökonomie wird das „produzierte Produktionsmittel“ oder eine Werthsumme überhaupt erst dadurch zu Kapital, daß sie Profit oder Zins erwirkt, d. h. das Mehrprodukt unbezahlter Arbeit in der Form von Mehrwerth, und zwar wieder in diesen beiden bestimmten Unterformen des Mehrwerths aneignet. Es bleibt dabei vollkommen gleichgültig, daß die ganze bürgerliche Dekonomie in der Vorstellung befangen ist, die Eigenschaft, Profit oder Zins zu erwirken, komme ganz von selbst jeder Werthsumme zu, die unter normalen Bedingungen in der Produktion oder im Austausch verwandt wird. Kapital und Profit, oder Kapital und Zins, sind in der ganzen klassischen Dekonomie ebenso untrennbar, stehen in derselben nothwendigen Wechselbeziehung zu einander, wie Ursache und Wirkung, Vater und Sohn, gestern und heute. Das Wort Kapital in seiner modern-ökonomischen Bedeutung kommt aber erst vor zu der Zeit, wo die Sache selbst auftritt, wo der bewegliche Reichthum mehr und mehr Kapitalfunktion erhält, indem er die Mehrarbeit freier Arbeiter ausbeutet um Waaren zu produziren, und zwar wird es eingeführt durch die erste historische Kapitalistennation, die Italiener des 15. und 16. Jahrhunderts. Und wenn Marx zuerst die dem modernen Kapital eigenthümliche Aneignungsweise

bis auf den Grund analysirte, wenn er den Begriff des Kapitals in Einklang brachte mit den geschichtlichen Thatsachen, aus denen er in letzter Instanz abstrahirt worden war, denen er seine Existenz verdankte; wenn Marx damit diesen ökonomischen Begriff befreite von den unklaren und schwankenden Vorstellungen, die ihm auch in der klassischen bürgerlichen Dekonomie und bei den bisherigen Sozialisten noch anhafteten, so war es grade Marx, der mit jener „letzten und strengsten Wissenschaftlichkeit“ verfuhr, die Herr Dühring stets im Munde fährt und die wir bei ihm so schmerzlich vermissen.

In der That geht es bei Herrn Dühring ganz anders her. Er ist nicht zufrieden damit, erst die Darstellung des Kapitals als einer historischen Phase einen „Bastard historischer und logischer Phantastik“ zu schelten und es dann selbst als eine historische Phase darzustellen. Er erklärt auch alle ökonomischen Machtmittel, alle Produktionsmittel, die „Antheile an den Früchten der allgemeinen Arbeitskraft“ aneignen, also auch das Grundeigenthum in allen Klassengesellschaften, rundweg für Kapital; was ihn aber nicht im Mindesten genirt, im weitem Verlauf Grundeigenthum und Grundrente ganz in der hergebrachten Weise von Kapital und Profit zu scheiden, und nur diejenigen Produktionsmittel als Kapital zu bezeichnen, welche Profit oder Zins erwirken, wie auf S. 146 u. fl. des Kursus des Breiteren nachzusehen. Ebenfogut könnte Herr Dühring zuerst unter den Namen Lokomotive auch Pferde, Ochsen, Esel und Hunde einbegreifen, weil man auch mit diesen Fuhrwerk fortbewegen kann, und den heutigen Ingenieuren vorwerfen, indem sie den Namen Lokomotive auf den modernen Dampfwagen beschränkten, machten sie ihn zu einer historischen Phase, verübten sie wüste Konzeptionen, Bastarde historischer und logischer Phantastik u. s. w.; und dann schließlich erklären, die Pferde, Esel, Ochsen und Hunde seien doch von der Bezeichnung Lokomotive ausgeschlossen und diese gelte nur für den Dampfwagen. — Und somit sind wir wieder genöthigt zu sagen, daß es grade die Dühring'sche Begriffsfassung des Kapitals ist, bei der alle Schärfe der volkswirtschaftlichen Analyse verloren und das Unterscheidungsvermögen sammt allem ehrlichen Begriffsgebrauch untergeht, und daß die wüsten Konzeptionen, die Verwirrung, die Leichtfertigkeiten, die für tiefe logische Wahrheiten ausgegeben werden, und die Gebrechlichkeit der Fundamente in voller Blüthe stehen eben bei Herrn Dühring.

Das alles aber verschlägt Nichts. Herr Dühring bleibt darum doch der Ruhm, den Angelpunkt entdeckt zu haben, um den sich die ganze bisherige Dekonomie, die ganze Politik und

Juristerei, mit Einem Wort die ganze bisherige Geschichte bewegt. Hier ist er:

„Gewalt und Arbeit sind die zwei Hauptfaktoren, die bei der Bildung der sozialen Verknüpfungen in Anschlag kommen.“

In diesem einen Satz liegt die ganze Verfassung der bisherigen ökonomischen Welt. Sie ist äußerst kurz und lautet:

Artikel Eins: Die Arbeit produziert.

Artikel Zwei: Die Gewalt vertheilt.

Und hiermit ist, „menschlich und deutsch geredet“, auch die ganze ökonomische Weisheit des Herrn Dühring zu Ende.

### VIII. Kapital und Mehrwerth. (Schluß.)

„Nach der Ansicht des Herrn Marx vertritt der Arbeitslohn nur die Bezahlung derjenigen Arbeitszeit, welche der Arbeiter wirklich für die Ermöglichung der eignen Existenz thätig ist. Hierzu genügt nun eine kleinere Anzahl Stunden; der ganze übrige Theil des oft langgedehnten Arbeitstags liefert einen Ueberschuß, in welchem der von unserm Autor sogenannte „Mehrwerth“ oder, in der gemeingültigen Sprache geredet, der Kapitalgewinn enthalten ist. Abgesehen von der auf irgend einer Stufe der Produktion bereits in den Arbeitsmitteln und relativen Rohstoffen enthaltenen Arbeitszeit, ist jener Ueberschuß des Arbeitstags der Antheil des kapitalistischen Unternehmers. Die Ausdehnung des Arbeitstags ist hiernach reiner Auspressungsgewinn zu Gunsten des Kapitalisten.“

Nach Herrn Dühring wäre also der Marx'sche Mehrwerth weiter nichts, als was man in der gemeingültigen Sprache Kapitalgewinn oder Profit nennt. Hören wir Marx selbst. Auf S. 195 des „Kapital“ wird Mehrwerth erklärt durch die hinter diesem Wort eingeklammerten Worte: „Zins, Profit, Rente.“ Auf S. 210 giebt Marx ein Beispiel, worin eine Mehrwerthsumme von 71 Schillingen in ihren verschiedenen Vertheilungsformen erscheint: Zehnten, Lokal- und Staatssteuern 21 Sch., Bodenrente 28 Sch., Pächters Profit und Zins 22 Sch., zusammen Gesamtmehrwerth 71 Schillinge. — Auf S. 542 erklärt Marx es für einen Hauptmangel bei Ricardo, daß dieser „den Mehrwerth nicht rein darstellt, d. h. nicht unabhängig von seinen besondern Formen, wie Profit, Grundrente u. s. w.“ und daß er daher die Gesetze über die Rate des Mehrwerths unmittelbar zusammenwirft mit den Gesetzen der Profitrate; wogegen Marx ankündigt: „Ich werde später, im dritten Buch dieser Schrift, nachweisen, daß dieselbe Rate des Mehrwerths sich in den ver-

schiedensten Profitraten, und verschiedene Raten des Mehrwerths, unter bestimmten Umständen, sich in derselben Profitrate ausdrücken können.“ Auf S. 587 heißt es: „Der Kapitalist, der den Mehrwerth produziert, d. h. unbezahlte Arbeit unmittelbar aus den Arbeitern auspumpt und in Waaren fixirt, ist zwar der erste Aneigner, aber keineswegs der letzte Eigenthümer dieses Mehrwerths. Er hat ihn hinterher zu theilen mit Kapitalisten, die andere Funktionen im Großen und Ganzen der gesellschaftlichen Produktion vollziehen, mit dem Grundeigenthümer u. s. w. Der Mehrwerth spaltet sich daher in verschiedene Theile. Seine Bruchstücke fallen verschiedenen Kategorien von Personen zu und erhalten verschiedene, gegen einander selbständige Formen, wie Profit, Zins, Handelsgewinn, Grundrente u. s. w. Diese verwandelten Formen des Mehrwerths können erst im dritten Buch behandelt werden.“ Und ebenso an vielen andern Stellen.

Man kann sich nicht deutlicher ausdrücken. Bei jeder Gelegenheit macht Marx darauf aufmerksam, daß sein Mehrwerth durchaus nicht mit dem Profit oder Kapitalgewinn zu verwechseln, daß dieser letztere vielmehr eine Unterform und sehr oft sogar nur ein Bruchtheil des Mehrwerths sei. Wenn also Herr Dühring dennoch behauptet, der Marx'sche Mehrwerth sei, „in der gemeingültigen Sprache geredet, der Kapitalgewinn“, und wenn es feststeht, daß das ganze Marx'sche Buch sich um den Mehrwerth dreht, so sind nur zwei Fälle möglich: Entweder weiß er nicht besser, und dann gehört eine Schamlosigkeit sonder Gleichen dazu, ein Buch herunter zu reißen, dessen Hauptinhalt er nicht kennt. Oder er weiß es besser, und dann begeht er eine absichtliche Fälschung.

Weiter: „Der giftige Haß, mit dem Herr Marx diese Vorfstellungsart des Auspressungsgeschäfts pflegt, ist nur zu begreiflich. Aber auch ein gewaltigerer Zorn und eine noch vollere Anerkennung des Ausbeutungscharakters der auf Lohnarbeit gegründeten Wirthschaftsform ist möglich, ohne daß jene theoretische Wendung, die sich in der Marx'schen Lehre von einem Mehrwerth ausdrückt, angenommen wird.“

Die gutgemeinte, aber irrige theoretische Wendung von Marx bewirkt bei diesem einen giftigen Haß gegen das Auspressungsgeschäft; die an sich sittliche Leidenschaft erhält in Folge der falschen „theoretischen Wendung“ einen unsittlichen Ausdruck, sie tritt zu Tage in unedlem Haß und in niedriger Giftigkeit, während die letzte und strengste Wissenschaftlichkeit des Herrn Dühring sich äußert in einer sittlichen Leidenschaft von entsprechend edler Natur, im Zorn, der auch der Form nach sittlich und dem giftigen Haß zudem noch quantitativ überlegen, ein gewaltigerer

Zorn ist. Während Herr Dühring diese Freude an sich selbst erlebt, wollen wir zusehn, woher dieser gewaltigere Zorn stammt.

„Es entsteht, heißt es weiter, nämlich die Frage, wie die konkurrirenden Unternehmer im Stande sind, das volle Erzeugniß der Arbeit und hiermit das Mehrprodukt dauernd so hoch über den natürlichen Herstellungskosten zu verwerthen, als durch das berührte Verhältniß des Ueberschusses der Arbeitsstunden angezeigt wird. Eine Antwort hierauf ist in der Marx'schen Doktrin nicht anzutreffen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil in derselben nicht einmal die Aufwerfung der Frage einen Platz finden konnte. Der Luxuscharakter der auf Soldarbeit gegründeten Produktion ist gar nicht ernstlich angefaßt und die soziale Verfassung mit ihren auffaugenden Positionen keineswegs als der letzte Grund der weißen Sklaverei erkannt worden. Im Gegentheil hat sich immer das Politischsoziale aus dem Dekonomischen erklärt finden sollen.“

Nun haben wir aus den oben angeführten Stellen gesehn, daß Marx keineswegs behauptet, das Mehrprodukt werde vom industriellen Kapitalisten, der sein erster Aneignen ist, unter allen Umständen im Durchschnitt zu seinem vollen Werth verkauft, wie Herr Dühring hier voraussetzt. Marx sagt ausdrücklich, daß auch der Handelsgewinn einen Theil des Mehrwerths bildet, und dies ist unter den vorliegenden Voraussetzungen doch nur dann möglich, wenn der Fabrikant dem Händler sein Produkt unter dem Werth verkauft, und ihm damit einen Antheil der Beute abtritt. Wie die Frage hier gestellt wird, konnte also allerdings nicht einmal ihre Aufwerfung bei Marx einen Platz finden. Rationell gestellt, lautet sie: Wie verwandelt sich Mehrwerth in seine Unterformen: Profit, Zins, Handelsgewinn, Grundrente u. s. w.? Und diese Frage verspricht Marx allerdings im dritten Buch zu lösen. Wenn aber Herr Dühring nicht solange warten kann, bis der zweite Band des „Kapital“ erscheint, so mußte er sich einstweilen im ersten Band etwas genauer umsehn. Er konnte dann, außer den schon angeführten Stellen, z. B. auf S. 323 lesen, daß nach Marx die immanenten Gesetze der kapitalistischen Produktion in der äußern Bewegung der Kapitale sich als Zwangsgesetze der Konkurrenz geltend machen, und in dieser Form als treibende Motive dem individuellen Kapitalisten zum Bewußtsein kommen; daß also eine wissenschaftliche Analyse der Konkurrenz nur möglich, sobald die innere Natur des Kapitals begriffen ist, ganz wie die scheinbare Bewegung der Himmelskörper nur dem verständlich, der ihre wirklich, aber sinnlich nicht wahrnehmbare Bewegung kennt; worauf Marx an einem Exempel zeigt, wie ein bestimmtes Gesetz, das Werthgesetz, in einem bestimmten Fall innerhalb



der Konkurrenz erscheint und seine treibende Kraft ausübt. Herr Dühring konnte hieraus schon entnehmen, daß bei der Vertheilung des Mehrwerths die Konkurrenz eine Hauptrolle spielt, und bei einigem Nachdenken genügen diese im ersten Band gegebenen Andeutungen in der That, um die Verwandlung von Mehrwerth in seine Unterformen wenigstens in ihren allgemeinen Umrissen erkennen zu lassen.

Für Herrn Dühring ist indeß die Konkurrenz grade das absolute Hinderniß des Verständnisses. Er kann nicht begreifen, wie die konkurrirenden Unternehmer das volle Erzeugniß der Arbeit und hiermit das Mehrprodukt dauernd so hoch über den natürlichen Herstellungskosten verwerthen können. Es wird sich hier wieder mit der gewohnten „Strenge“, die in der That Niederlichkeit ist, ausgedrückt. Das Mehrprodukt als solches hat bei Marx ja gar keine Herstellungskosten, es ist der Theil des Produkts, der dem Kapitalisten Nichts kostet. Wenn also die konkurrirenden Unternehmer das Mehrprodukt zu seinen natürlichen Herstellungskosten verwerthen wollten, so müßten sie es eben verschenken. Doch halten wir uns bei solchen „mikrologischen Einzelheiten“ nicht auf. Verwerthen denn in der That die konkurrirenden Unternehmer nicht täglich das Erzeugniß der Arbeit über den natürlichen Herstellungskosten? Nach Herrn Dühring bestehen die natürlichen Herstellungskosten „in der Arbeits- oder Kraftausgabe, und diese kann wiederum in ihren letzten Grundlagen durch den Nahrungsaufwand gemessen werden“; also in der heutigen Gesellschaft aus den an Rohstoff, Arbeitsmitteln und Arbeitslohn wirklich aufgewendeten Auslagen, im Unterschied von der „Bezahlung“, dem Profit, dem mit dem Degen in der Hand erzwungenen Aufschlag. Nun ist es allbekannt, daß in der Gesellschaft, in der wir leben, die konkurrirenden Unternehmer ihre Waaren nicht zu diesen natürlichen Herstellungskosten verwerthen, sondern den angeblichen Aufschlag, den Profit, hinzurechnen und in der Regel auch erhalten. Die Frage, die Herr Dühring, wie er glaubte, nur aufzuwerfen braucht, um damit das ganze Marx'sche Gebäude umzublasen, wie weiland Josua die Mauern von Jericho, diese Frage existirt also auch für die ökonomische Theorie des Herrn Dühring. Sehen wir, wie er sie beantwortet.

„Das Kapitaleigenthum“, sagt er, „hat keinen praktischen Sinn und läßt sich nicht verwerthen, wenn nicht in ihm zugleich die indirekte Gewalt über den Menschenstoff eingeschlossen ist. Das Erzeugniß dieser Gewalt ist der Kapitalgewinn, und die Größe des letztern wird daher von dem Umfang und der Intensität dieser Herrschaftsübung abhängen . . . Der Kapitalgewinn

ist eine politische und soziale Institution, die mächtiger wirkt als die Konkurrenz. Die Unternehmer handeln in dieser Beziehung als Stand, und jeder einzelne behauptet seine Position. Ein gewisses Maß des Kapitalgewinns ist bei der einmal herrschenden Wirthschaftsart eine Nothwendigkeit."

Leider wissen wir auch jetzt noch immer nicht, wie die konkurrierenden Unternehmer im Stande sind, das Erzeugniß der Arbeit dauernd über den natürlichen Herstellungskosten zu verwerthen. Herr Dühring denkt unmöglich von seinem Publikum so gering, um es mit der Redensart abzuspeisen, der Kapitalgewinn stehe über der Konkurrenz, wie seiner Zeit der König von Preußen über dem Gesetz. Die Manöver, durch die der König von Preußen in seine Stellung über den Gesetz kam, kennen wir; die Manöver, wodurch der Kapitalgewinn dazu kommt, mächtiger zu sein als die Konkurrenz, sind grade das, was Herr Dühring uns erklären soll und was er uns hartnäckig zu erklären verweigert. Auch kann es nichts ausmachen, wenn, wie er sagt, die Unternehmer in dieser Beziehung als Stand handeln, und dabei jeder einzelne seine Position behauptet. Wir sollen ihm doch nicht etwa aufs Wort glauben, eine Anzahl Leute brauche nur als Stand zu handeln, damit jeder einzelne von ihnen seine Position behauptet? Die Zünftler des Mittelalters, die französischen Adligen 1789 handelten bekanntlich sehr entschieden als Stand und sind doch zu Grunde gegangen. Die preussische Armee bei Jena handelte auch als Stand, aber statt ihre Position zu behaupten, mußte sie vielmehr ausreißen und nachher sogar stückweise kapituliren. Ebenjowenig kann uns die Versicherung genügen, bei der einmal herrschenden Wirthschaftsart sei ein gewisses Maß des Kapitalgewinns eine Nothwendigkeit; denn es handelt sich ja gerade darum, nachzuweisen, warum dem so ist. Nicht einen Schritt näher zum Ziel kommen wir, wenn Herr Dühring uns mittheilt: „Die Kapitalherrschaft ist im Anschluß an die Bodenherrschaft erwachsen. Ein Theil der hörigen Landarbeiter ist in den Städten zu Gewerksarbeitern und schließlich zu Fabrikmaterial umgestaltet worden. Nach der Bodenrente hat sich der Kapitalgewinn als eine zweite Form der Besitzrente ausgebildet.“ Selbst wenn wir von der historischen Schiefheit dieser Behauptung absehen, so bleibt sie doch immer eine bloße Behauptung und beschränkt sich darauf, das wiederholt zu behaupten, was grade erklärt und bewiesen werden soll. Wir können also zu keinem andern Schluß kommen, als daß Herr Dühring unfähig ist, auf seine eigne Frage zu antworten: wie die konkurrierenden Unternehmer im Stande sind, das Erzeugniß der Arbeit dauernd über den natürlichen Her-

stellungskosten zu verwerthen, d. h. daß er unfähig ist, die Entstehung des Profits zu erklären. Es bleibt ihm nichts übrig, als kurzweg zu dekretiren: der Kapitalgewinn ist das Erzeugniß der Gewalt, was allerdings ganz einstimmt mit Art. 2 der Dühring'schen Gesellschaftsverfassung: Die Gewalt vertheilt. Dies ist allerdings sehr schön gesagt; aber jetzt „entsteht die Frage“: Die Gewalt vertheilt — was? Es muß doch etwas zu vertheilen da sein, sonst kann selbst die allmächtigste Gewalt beim besten Willen nichts vertheilen. Der Gewinn, den die konkurirenden Unternehmer in die Tasche stecken, ist etwas sehr handgreifliches und handfestes. Die Gewalt kann ihn nehmen, aber nicht erzeugen. Und wenn Herr Dühring uns hartnäckig die Erklärung weigert, wie die Gewalt den Unternehmergewinn nimmt, so hat er gar nur Grabeschweigen als Antwort auf die Frage, woher sie ihn nimmt. Wo nichts ist, hat der Kaiser, wie jede andere Gewalt, sein Recht verloren. Aus Nichts wird nichts, namentlich nicht Profit. Wenn das Kapitaleigenthum keinen praktischen Sinn hat und sich nicht verwerthen läßt, so lange nicht in ihm zugleich die indirekte Gewalt über den Menschenstoff eingeschlossen ist, so entsteht abermals die Frage, erstens, wie der Kapitalreichtum zu dieser Gewalt kam, die mit den oben angeführten paar historischen Behauptungen keineswegs erledigt ist, zweitens, wie sich diese Gewalt in Kapitalverwerthung, in Profit verwandelt, und drittens, woher sie diesen Profit nimmt.

Wir mögen die Dühring'sche Dekonomie anfassen wo wir wollen, wir kommen keinen Schritt weiter. Für alle mißliebigen Umstände, für Profit, Bodenrente, Hungerlohn, Arbeiterknechtung hat sie nur Ein Wort der Erklärung: die Gewalt, und immer wieder die Gewalt, und der „gewaltigere Zorn“ des Herrn Dühring löst sich eben auch auf in den Zorn über die Gewalt. Wir haben gesehn, erstens, daß diese Berufung auf die Gewalt eine faule Ausflucht ist, eine Verweisung vom ökonomischen Gebiet aufs politische, die keine einzige ökonomische Thatsache zu erklären im Stande ist; und zweitens, daß sie die Entstehung der Gewalt selbst unerklärt läßt, und dies wohlweislich, indem sie sonst zu dem Ergebnis kommen müßte, daß alle gesellschaftliche Macht und alle politische Gewalt ihren Ursprung haben in ökonomischen Vorbedingungen, in der geschichtlich gegebenen Produktions- und Austauschweise der jedesmaligen Gesellschaft.

Versuchen wir jedoch, ob wir dem unerbittlichen „tieferen Grundleger“ der Dekonomie nicht noch einige weitere Aufschlüsse über den Profit entringen können. Vielleicht gelingt es uns, wenn wir bei seiner Behandlung des Arbeitslohns ansetzen. Da heißt es S. 158:

„Der Arbeitslohn ist der Sold zum Unterhalt der Arbeitskraft und kommt zunächst nur als Grundlage für Bodenrente und Kapitalgewinn in Betracht. Um sich die hier obwaltenden Verhältnisse recht entschieden klar zu machen, denke man sich Grundrente und weiterhin auch Kapitalgewinn zuerst geschichtlich ohne Arbeitslohn, also auf Grundlage der Sklaverei oder Hörigkeit. . . Ob der Sklave und Hörige, oder ob der Lohnarbeiter unterhalten werden muß, begründet nur einen Unterschied in der Art und Weise der Belastung der Produktionskosten. In jedem Fall bildet der durch die Ausnutzung der Arbeitskraft erzielte Reinertrag das Einkommen des Arbeitsherrn. . . Man sieht also, daß . . . namentlich der Hauptgegensatz, vermöge dessen auf der einen Seite irgend eine Art von Besitzrente und auf der andern die besitzlose Soldarbeit steht, nicht ausschließlich in einem seiner Glieder, sondern stets nur in beiden zugleich betroffen werden kann.“ Besitzrente ist aber, wie wir S. 188 erfahren, ein gemeinsamer Ausdruck für Bodenrente und Kapitalgewinn. Ferner heißt es S. 174: „Der Charakter des Kapitalgewinns ist eine Aneignung des hauptsächlichsten Theils des Ertrags der Arbeitskraft. Ohne das Korrelat der in irgend einer Gestalt unmittelbar oder mittelbar unterworfenen Arbeit läßt er sich nicht denken.“ Und S. 174: Der Arbeitslohn „ist unter allen Umständen nichts weiter als ein Sold, vermittelt dessen im Allgemeinen der Unterhalt und die Fortpflanzungsmöglichkeit des Arbeiters gesichert sein müssen.“ Und endlich S. 195: „Was der Besitzrente zufällt, muß dem Arbeitslohn verloren gehn und umgekehrt, was von der allgemeinen Leistungsfähigkeit (!) an die Arbeit gelangt, muß den Besitzeinkünften entzogen werden.“

Herr Dühring führt uns von Ueberraschung zu Ueberraschung. In der Werththeorie und den folgenden Kapiteln bis zur Lehre von der Konkurrenz und diese eingeschlossen, also von S. 1—155, theilten sich die Waarenpreise oder Werthe erstens in die natürlichen Herstellungskosten oder den Produktionswerth, d. h. die Auslagen an Rohstoff, Arbeitsmitteln und Arbeitslohn, und zweitens in den Aufschlag oder Vertheilungswerth, die mit dem Degen in der Hand erzwungene Besteuerung zu Gunsten der Monopolistenklasse; ein Aufschlag, der, wie wir sahen, an der Vertheilung des Reichthums in Wirklichkeit nichts ändern konnte, indem er mit der einen Hand das wiedergeben mußte, was er mit der andern nahm, und der außerdem, soweit uns Herr Dühring über seinen Ursprung und seinen Inhalt Auskunft giebt, aus Nichts entstand und daher auch aus Nichts bestand. In den beiden folgenden Kapiteln, die von den Einkünftearten handeln,

also von S. 156—217, ist von Aufschlag keine Rede mehr. Statt dessen theilt sich der Werth jedes Arbeitserzeugnisses, also jeder Waare, jetzt in folgende zwei Theile: erstens in die Produktionskosten, worin auch der bezahlte Arbeitslohn einbegriffen, und zweitens in den „durch Ausnutzung der Arbeitskraft erzielten Reinertrag“, der das Einkommen des Arbeitsherrn bildet. Und dieser Reinertrag hat eine ganz bekannte, durch keine Täto-  
wirung oder Anstreicherkunst zu verdeckende Physiognomie. „Um sich die hier obwaltenden Verhältnisse recht entschieden klar zu machen“, denke sich der Leser die soeben angeführten Stellen aus Herrn Dühring gedruckt gegenüber den früher angeführten Stellen aus Marx über Mehrarbeit, Mehrprodukt und Mehrwerth, und er wird finden, daß Herr Dühring hier das „Kapital“ in seiner Weise direkt ausschreibt.

Die Mehrarbeit in irgend einer Form, sei es der Sklaverei, Hörigkeit oder Lohnarbeit, erkennt Herr Dühring an als Quelle der Einkünfte aller bisherigen herrschenden Klassen: genommen aus der mehrfach angeführten Stelle: Kapital, S. 227: das Kapital hat die Mehrarbeit nicht erfunden u. s. w. — Und der „Reinertrag“, der „das Einkommen des Arbeitsherrn“ bildet, was ist er anders als der Ueberschuß des Arbeitsprodukts über den Arbeitslohn, welcher letztere ja auch bei Herrn Dühring, trotz seiner ganz überflüssigen Verkleidung in einen Sold, im Allgemeinen den Unterhalt und die Fortpflanzungsmöglichkeit des Arbeiters sichern muß? Wie kann die „Aneignung des hauptsächlichsten Theils des Ertrags der Arbeitskraft“ vor sich gehn, außer dadurch, daß der Kapitalist, wie bei Marx, dem Arbeiter mehr Arbeit auspreßt, als zur Reproduktion der von diesem Letzteren verzehrten Lebensmittel nöthig ist, d. h. dadurch, daß der Kapitalist den Arbeiter längere Zeit arbeiten läßt, als erforderlich ist, den Werth des dem Arbeiter gezahlten Arbeitslohns zu ersetzen? Also Verlängerung des Arbeitstags über die zur Reproduktion der Lebensmittel des Arbeiters nöthige Zeit hinaus, Marx'sche Mehrarbeit — das und nichts Andres ist es, was sich verbirgt unter Herrn Dührings „Ausnutzung der Arbeitskraft“; und sein „Reinertrag“ des Arbeitsherrn, worin anders kann er sich darstellen als in Marx'schem Mehrprodukt und Mehrwerth? Und wodurch anders als durch ihre unegakte Fassung, unterscheidet sich die Dühring'sche Besitzrente vom Marx'schen Mehrwerth? Den Namen „Besitzrente“ übrigens hat Herr Dühring von Robertus entlehnt, der die Bodenrente und die Kapitalrente oder den Kapitalgewinn schon unter den gemeinsamen Ausdruck: Rente, zusammenfaßte, so daß Herr Dühring nur den „Besitz“

hinzuzusetzen hatte.\*) Und damit ja kein Zweifel bleibe über das Plagiat, faßt Herr Dühring die von Marx im 15. Kapitel (S. 539 u. fl. des „Kapitals“) entwickelten Gesetze über den Größenwechsel vom Preis der Arbeitskraft und Mehrwerth in seiner Weise so zusammen, daß, was der Besizrente zufällt, dem Arbeitslohn verloren gehen muß und umgekehrt, und reduziert damit die inhaltvollen Marx'schen Einzelgesetze auf eine inhaltlose Tautologie, denn es ist selbstredend, daß von einer gegebenen, in zwei Theile zerfallenden Größe der eine Theil nicht wachsen kann, ohne daß der andre abnimmt. Und so ist es Hrn. Dühring gelungen, die Aneignung der Marx'schen Ideen in einer Weise zu vollziehen, bei der die „letzte und strengste Wissenschaftlichkeit im Sinne der exakten Disziplinen“, wie sie sich in der Marx'schen Entwicklung allerdings findet, vollständig verloren geht.

Wir können also nicht umhin anzunehmen, daß das auffallende Gepolter, das Herr Dühring in der „Kritischen Geschichte“ über „Das Kapital“ erhebt, und namentlich der Staub, den er aufwirbelt mit der famosen Frage, die beim Mehrwerth entsteht, und die er besser ungefragt gelassen hätte, fintemal er sie selbst nicht beantworten kann — daß das Alles nur Kriegslügen sind, schlaue Manöver, um damit das im „Kursus“ an Marx begangene grobe Plagiat zu verdecken. Herr Dühring hatte in der That alle Ursache, seine Leser zu warnen vor der Beschäftigung mit „dem Anäuel, welches von Herrn Marx Kapital genannt wird“, vor den Bastarden historischer und logischer Phantastik, den Hegel'schen konfusem Nebelvorstellungen und Flausen u. s. w. Die Venus, vor der dieser getreue Eckart die deutsche Jugend warnt, hatte er sich selbst zum eignen Gebrauch aus den Marx'schen Gehegen im Stillen in Sicherheit gebracht. Gratuliren wir ihm zu diesem durch die Ausnutzung der Marx'schen Arbeitskraft erzielten Reinertrag und zu dem eigenthümlichen Licht, den seine Annerkennung des Marx'schen Mehrwerths unter dem Namen der Besizrente auf die Motive seiner hartnäckigen, weil in zwei Auflagen wiederholten, falschen Behauptung wirft, als verstehe Marx unter Mehrwerth nur den Profit oder Kapitalgewinn.

Und so müssen wir Herrn Dühring's Leistungen schildern in Herrn Dühring's Worten wie folgt: „Nach der Ansicht des Hrn.“ Dühring „vertritt der Arbeitslohn nur die Bezahlung derjenigen Arbeitszeit, welche der Arbeiter wirklich für die Ermöglichung

\*) Und auch dies nicht einmal. Rodbertus sagt (Soziale Briefe 2. Brief, S. 59): „Rente ist nach dieser (seiner) Theorie alles Einkommen, was ohne eigene Arbeit, lediglich auf Grund eines Besizes, bezogen wird.“

der eignen Existenz thätig ist. Hierzu genügt nur eine kleinere Anzahl Stunden; der ganze übrige Theil des oft langgedehnten Arbeitstags liefert einen Ueberschuß, in welchem die von unserm Autor sogenannte "Besitzrente" . . . "enthalten ist." Abgesehen von der auf irgend einer Stufe der Produktion bereits in den Arbeitsmitteln und relativen Rohstoffen enthaltenen Arbeitszeit, ist jener Ueberschuß des Arbeitstags der Antheil des kapitalistischen Unternehmers. Die Ausdehnung des Arbeitstags ist hiernach reiner Auspressungsgewinn zu Gunsten des Kapitalisten. Der giftige Haß, mit dem Herr "Dühring" „diese Vorstellungsart des Ausbeutungsgeschäfts pflegt ist nur zu begreiflich" . . . Weniger begreiflich dagegen ist, wie er nun wieder zu seinem „gewaltigeren Zorn" kommen will?

## IX. Naturgesetze der Wirthschaft. Grundrente.

Bisher haben wir beim besten Willen nicht entdecken können, wie Herr Dühring dazu kommt, auf dem Gebiet der Dekonomie „mit dem Anspruch auf ein neues, nicht etwa bloß der Epoche genügendes, sondern für die Epoche maßgebendes System aufzutreten." Was wir aber bei der Gewaltstheorie, bei Werth und Kapital nicht zu sehen vermochten, vielleicht springt es uns sonnenklar in die Augen bei Betrachtung der von Hrn. Dühring aufgestellten „Naturgesetze der Volkswirtschaft." Denn, wie er sich mit gewohnter Neuheit und Schärfe ausdrückt, „der Triumph der höheren Wissenschaftlichkeit besteht darin, über die bloßen Beschreibungen und Eintheilungen des gleichsam ruhenden Stoffs zu den lebendigen, die Erzeugung beleuchtenden Einsichten zu gelangen. Die Erkenntniß der Gesetze ist daher die vollkommenste; denn sie zeigt uns, wie ein Vorgang durch den andern bedingt wird."

Gleich das erste Naturgesetz aller Wirthschaft ist speziell von Hrn. Dühring entdeckt worden. Adam Smith „hat merkwürdiger Weise den wichtigsten Faktor aller wirthschaftlichen Entwicklungen nicht bloß nicht an die Spitze gestellt, sondern auch dessen besondere Formulirung ganz unterlassen und auf diese Weise diejenige Macht, die der modernen europäischen Entwicklung ihren Stempel aufgedrückt hatte, unwillkürlich zu einer untergeordneten Rolle herabgewürdigt." Dies „Grundgesetz, welches an die Spitze gestellt werden muß, ist dasjenige der technischen Ausrüstung, ja man könnte sagen der Bewaffnung der natürlich gegebenen Wirthschaftskraft des Menschen." Dies von Herrn Dühring entdeckte „Fundamentalgesetz" lautet wie folgt:

Gesetz Nr. 1. „Die Produktivität der wirthschaftlichen Mittel, Naturhülfsquellen und Menschenkraft, wird durch Erfindungen und Entdeckungen gesteigert.“

Wir staunen. Herr Dühring behandelt uns ganz wie jener Spaßvogel bei Molière den neugebacknen Adligen, dem er die Neuigkeit mittheilt, er habe sein ganzes Leben lang Prosa gesprochen, ohne es zu wissen. Daß Erfindungen und Entdeckungen in manchen Fällen die Produktivkraft der Arbeit steigern (in sehr vielen Fällen aber auch nicht, wie die massenhafte Archivmaktur aller Patentämter der Welt beweist) — das haben wir längst gewußt; daß diese uralte Trivialität aber das Fundamentalgesetz der ganzen Dekonomie ist — diese Aufklärung verdanken wir Herrn Dühring. Wenn „der Triumph der höheren Wissenschaftlichkeit“ in der Dekonomie, wie in der Philosophie, nur darin besteht, dem ersten besten Gemeinplatz einen volltönenden Namen zu geben, ihn als ein Naturgesetz oder gar Fundamentalgesetz auszuposaunen, so ist das „tiefere Grundlegen“ und Umwälzen der Wissenschaft in der That auch für Jedermann, selbst für die Redaktion der Berliner „Volkszeitung“ möglich gemacht. Wir wären denn „in aller Strenge“ genöthigt, Herrn Dührings Urtheil über Plato auf Herrn Dühring selbst anzuwenden wie folgt: „Wenn indessen so etwas nationalökonomische Weisheit sein soll, so hat sie der Urheber der“ kritischen Grundlegungen „mit jeder Person gemein, die überhaupt zu einem Gedanken“ — ja sogar bloß zu einem Gerede — „über das auf der Hand liegende Veranlassung erhielt.“ Wenn wir z. B. sagen: die Thiere fressen, so sprechen wir in unserer Unschuld ein großes Wort gelassen aus; denn wir brauchen nur zu sagen, es sei das Fundamentalgesetz alles Thierlebens, zu fressen, und wir haben die ganze Zoologie umgewälzt.

Gesetz Nr. 2. Theilung der Arbeit: „Die Spaltung der Berufszweige und die Zerlegung der Thätigkeiten erhöht die Produktivität der Arbeit.“ Soweit dies richtig, ist es seit Adam Smith ebenfalls Gemeinplatz. Wie weit es richtig, wird sich im dritten Abschnitt zeigen.

Gesetz Nr. 3. „Entfernung und Transport sind die Hauptursachen, durch welche das Zusammenwirken der produktiven Kräfte gehemmt und gefördert wird.“

Gesetz Nr. 4. „Der Industriestaat hat unvergleichlich mehr Bevölkerungskapazität als der Ackerbaustaats.“

Gesetz Nr. 5. „In der Dekonomie geschieht nichts ohne ein materielles Interesse.“

Das sind die „Naturgesetze“, auf die Herr Dühring seine neue Dekonomie begründet. Er bleibt seiner, in der Philosophie



schon dargestellten Methode treu. Ein paar, manchmal noch dazu schief ausgedrückte Selbstverständlichkeiten von trostlosester Landläufigkeit bilden die Axiome, die keines Beweises bedürfen, die Fundamentalsätze, die Naturgesetze auch der Oekonomie. Unter dem Vorwand, den Inhalt dieser Gesetze zu entwickeln, die keinen Inhalt haben, wird die Gelegenheit benützt zu einer breiten ökonomischen Kannegießerei über die verschiedenen Themata, deren Namen in diesen angeblichen Gesetzen vorkommen, also über Erfindungen, Theilung der Arbeit, Transportmittel, Bevölkerung, Interesse, Konkurrenz u. s. w., einer Kannegießerei, deren platte Alltäglichkeit gewürzt wird nur durch orakelhafte Grandiloquenzen, und hie und da durch schiefe Auffassung oder wichtigthuende Spintisirung über allerlei kasuistische Subtilitäten. Dann kommen wir schließlich auf Bodenrente, Kapitalgewinn und Arbeitslohn, und da wir im Vorhergehenden nur die beiden letzteren Aneignungsformen behandelt, so wollen wir hier zum Schluß noch die Dühring'sche Auffassung der Grundrente kurz untersuchen.

Wir lassen dabei alle Punkte unberücksichtigt, in denen Herr Dühring bloß seinen Vorgänger Carey abschreibt; wir haben es nicht mit Carey zu thun, auch nicht die Ricardo'sche Auffassung der Grundrente gegen Carey's Verdrehungen und Thorheiten zu vertheidigen. Uns geht bloß Herr Dühring an, und dieser definirt die Grundrente als „dasjenige Einkommen, welches der Eigenthümer als solcher vom Grund und Boden bezieht.“ Den ökonomischen Begriff der Grundrente, den Herr Dühring erklären soll, übersetzt er kurzer Hand ins Juristische, so daß wir nicht klüger sind als vorher. Unser tieferer Grundleger muß sich daher, wohl oder übel, zu weiteren Erörterungen herbeilassen. Er vergleicht nun die Verpachtung eines Ackerzugs an einen Pächter mit dem Ausleihen eines Kapitals an einen Unternehmer, findet aber bald, daß der Vergleich, wie mancher andre, hinkt. Denn, sagt er, „wollte man die Analogie weiter verfolgen, so müßte der Gewinn, der dem Pächter nach Abzahlung der Bodenrente übrig bleibt, demjenigen Rest des Kapitalgewinns entsprechen, welcher dem Unternehmer, der mit dem Kapital wirthschaftet, nach Abzug der Zinsen zufällt. Man ist aber nicht gewohnt, die Pächtergewinne als die Haupteinkünfte und die Grundrente nur als einen Rest anzusehn . . . Ein Beweis für diese Verschiedenheit der Auffassung ist die Thatsache, daß man in der Lehre von der Bodenrente den Fall der Selbstbewirthschaftung nicht besonders auszeichnet, und auf die Größendifferenz einer in Form der Pacht und einer selbsterzeugten Rente kein sonderliches Gewicht legt. Wenigstens hat man sich nicht veranlaßt gefunden, die aus der Selbstbewirthschaftung her-

vorgehende Rente derartig zerlegt zu denken, daß der eine Bestandtheil gleichsam den Zins des Grundstücks und der andere den Ueberschußgewinn des Unternehmerrthums repräsentirte. Abgesehen von dem eignen Kapital, welches der Pächter zur Anwendung bringt, scheint man seinen speziellen Gewinn meistens für eine Art Arbeitslohn zu halten. Doch ist es bedenklich, hierüber etwas behaupten zu wollen, da man sich die Frage in dieser Bestimmtheit gar nicht vorgelegt hat. Ueberall, wo es sich um größere Wirthschaften handelt, wird man mit Leichtigkeit einsehen können, daß es nicht angeht, den spezifischen Pächtergewinn als Arbeitslohn gelten zu lassen. Dieser Gewinn beruht nämlich selbst auf dem Gegensatz gegen die ländliche Arbeitskraft, deren Ausnutzung allein jene Einkünfteart möglich macht. Es ist offenbar ein Stück Rente, welches in den Händen des Pächters bleibt, und durch welches die volle Rente, die bei der Bewirthschaftung durch den Eigenthümer erzielt werden würde, verürzt wird.“

Die Theorie von der Bodenrente ist ein spezifisch englisches Stück Oekonomie und mußte es sein, weil nur in England eine Produktionsweise bestand, bei der die Rente sich auch thatsächlich vom Profit und Zins abgesondert hatte. In England herrscht bekanntlich großer Grundbesitz und große Agrikultur. Die Grundeigenthümer verpachten ihre Ländereien in großen, oft sehr großen Ackergrütern an Pächter, die mit hinreichendem Kapital zu deren Bewirthschaftung versehen sind und nicht, wie unsere Bauern, selbst arbeiten, sondern als richtige kapitalistische Unternehmer die Arbeit von Hofgesinde und Tagelöhnern verwenden. Hier haben wir also die drei Klassen der bürgerlichen Gesellschaft und das einer jeden eigenthümliche Einkommen: den Grundeigenthümer, der die Grundrente, den Kapitalisten, der den Profit, und den Arbeiter, der den Arbeitslohn bezieht. Wie ist es einem englischen Oekonomen eingefallen, den Gewinn des Pächters, wie dies Herr Dühring scheint, für eine Art Arbeitslohn zu halten; noch viel weniger konnte es für ihn bedenklich sein, zu behaupten, des Pächters Profit sei das, was er unbestreitbar, augenscheinlich und handgreiflich ist, nämlich Kapitalprofit. Es ist gradezu lächerlich, wenn es hier heißt, man habe sich die Frage, was der Pächtergewinn eigentlich sei, in dieser Bestimmtheit gar nicht vorgelegt. In England braucht man sich diese Frage gar nicht erst vorzulegen, die Frage wie die Antwort liegen seit lange vor in den Thatfachen selbst, und es hat darüber seit Adam Smith nie ein Zweifel bestanden.

Der Fall der Selbstbewirthschaftung, wie Herr Dühring es nennt, oder vielmehr der Bewirthschaftung durch Verwalter für

Rechnung des Grundbesizers, wie er in der Wirklichkeit in Deutschland sich mehrentheils ereignet, ändert nichts an der Sache. Wenn der Grundbesizer auch das Kapital liefert und für eigne Rechnung wirthschaften läßt, so steckt er außer der Grundrente noch den Kapitalprofit in die Tasche, wie das nach der heutigen Produktionsordnung sich von selbst versteht und gar nicht anders sein kann. Und wenn Herr Dühring behauptet, man habe sich bisher nicht veranlaßt gefunden, die aus der Selbstbewirthschaftung hervorgehende Rente (soll heißen Revenue) zerlegt zu denken, so ist das einfach nicht wahr und beweist im besten Fall nur wieder seine eigne Unwissenheit. Zum Beispiel:

„Das Einkommen, das sich aus Arbeit herleitet, heißt Arbeitslohn; dasjenige, welches Jemand aus der Anwendung von Kapital herleitet, heißt Profit . . . das Einkommen, das ausschließlich aus dem Boden entspringt, wird Rente genannt und gehört dem Grundbesizer. Wenn diese verschiedenen Arten von Einkommen verschiedenen Personen zufallen, sind sie leicht zu unterscheiden; fallen sie aber derselben Person zu, so werden sie, wenigstens in der alltäglichen Sprache, häufig durcheinander geworfen. Ein Grundbesizer, der einen Theil seines eignen Bodens selbst bewirthschaftet, sollte nach Abzug der Bewirthschaftungskosten sowohl die Rente des Grundbesizers wie den Profit des Pächters erhalten. Er wird aber leicht, in der gewöhnlichen Sprache wenigstens, seinen ganzen Gewinn Profit nennen und so die Rente mit dem Profit zusammenwerfen. Die Mehrzahl unserer nordamerikanischen und westindischen Pflanzler sind in dieser Lage; die meisten bebauen ihre eignen Besitzungen und so hören wir selten von der Rente einer Pflanzung, wohl aber von dem Profit, den sie abwirft . . . Ein Gärtner, der seinen eignen Garten eigenhändig bebaut, ist in Einer Person Grundbesizer, Pächter und Arbeiter. Sein Produkt sollte ihm daher die Rente des ersten, den Profit des zweiten und den Lohn des dritten zahlen. Das Ganze gilt aber gewöhnlich als sein Arbeitsverdienst; Rente und Profit werden hier also zusammengeworfen mit dem Arbeitslohn.“

Diese Stelle steht im 6. Kapitel des ersten Buchs von Adam Smith. Der Fall der Selbstbewirthschaftung ist also schon vor hundert Jahren untersucht, und die Bedenklichkeiten und Unsicherheiten, die Herrn Dühring hier so viel Kummer machen, entspringen lediglich aus seiner eignen Unwissenheit.

Zulezt rettet er sich aus der Verlegenheit durch einen kühnen Griff: Der Pächtergewinn beruht auf Ausbeutung der „ländlichen Arbeitskraft“ und ist daher „offenbar ein Stück Rente“, um welches die „volle Rente“, die eigentlich in die Tasche des

Grundbesitzers fließen sollte, „verkürzt wird.“ Hiermit erfahren wir zweierlei. Erstens, daß der Pächter die Rente des Grundbesitzers „verkürzt“, so daß also bei Herrn Dühring nicht, wie man sich bisher vorgestellt hatte, es der Pächter ist, welcher dem Grundbesitzer, sondern der Grundbesitzer, welcher dem Pächter Rente zahlt — allerdings eine „von Grund aus eigenthümliche Anschauung“. Und zweitens erfahren wir endlich, was Herr Dühring sich unter Grundrente vorstellt; nämlich das ganze bei der Ausbeutung der ländlichen Arbeit im Ackerbau erzielte Mehrprodukt. Da dies Mehrprodukt aber in der bisherigen Oekonomie — einige Vulgäroekonomen etwa ausgenommen — in Grundrente und Kapitalprofit zerfällt, so haben wir zu konstatiren, daß auch von der Grundrente Herr Dühring „nicht den gemeingültigen Begriff hegt.“

Also Grundrente und Kapitalgewinn unterscheiden sich nach Herrn Dühring nur dadurch, daß die erstere im Ackerbau erwirkt wird und der andere in der Industrie oder im Handel. Zu dieser unkritischen und vermorrenen Vorstellungsweise gelangt Herr Dühring mit Nothwendigkeit. Wir sahen, daß er von der „wahren historischen Auffassung“ ausging, wonach die Herrschaft über den Boden nur vermittelt der Herrschaft über den Menschen begründet sei. Sobald also Boden vermittelt irgend einer Form von Knechtsarbeit bebaut wird, entsteht ein Ueberschuß für den Grundherrschaft, und dieser Ueberschuß ist eben die Rente, wie der Ueberschuß des Arbeitsprodukts über den Arbeitslohn in der Industrie der Kapitalgewinn ist. „Auf diese Weise ist klar, daß die Bodenrente zu jeder Zeit und überall da in erheblichem Maß existirt, wo die Ackerkultur vermittelt irgend einer der Unterwerfungsformen der Arbeit betrieben wird.“ Bei dieser Darstellung der Rente, als des gesammten beim Ackerbau erzielten Mehrprodukts, kommt ihm nun einerseits der englische Pächterprofit und andererseits die von diesem entlehnte, in der ganzen klassischen Oekonomie gültige Theilung jenes Mehrprodukts in Grundrente und Pächterprofit, und damit die reine, präzise Fassung der Rente, quer in den Weg. Was thut Herr Dühring? Er stellt sich, als kenne er von der Eintheilung des Ackerbau-Mehrprodukts in Pächterprofit und Grundrente, also von der ganzen Rententheorie der klassischen Oekonomie kein Sterbenswörtchen; als sei in der gesammten Oekonomie die Frage, was der Pächterprofit eigentlich sei, noch gar nicht „in dieser Bestimmtheit“ gestellt worden; als handle es sich um einen ganz unerforschten Gegenstand, über den nichts bekannt ist als Schein und Bedenklichkeiten. Und er flüchtet aus dem fatalen England, wo das Mehrprodukt des Ackerbaus ganz ohne Zuthun irgend

welcher theoretischen Schule so erbarmungslos zertheilt ist in seine Bestandtheile: Grundrente und Kapitalprofit, nach seinem vielgeliebten Geltungsbereich des preussischen Landrechts, wo die Selbstbewirthschaftung in voller patriarchalischer Blüthe steht, wo „der Gutsbesitzer unter Rente die Einkünfte von seinen Grundstücken versteht“, und die Ansicht der Herren Junker über die Rente noch mit dem Anspruch auftritt, für die Wissenschaft maßgebend zu sein, wo also Herr Dühring noch hoffen kann, mit seiner Begriffsverwirrung über Rente und Profit durchzuschlüpfen und sogar Glauben zu finden für seine neueste Entdeckung, daß die Grundrente gezahlt werde nicht vom Pächter an den Grundbesitzer, sondern vom Grundbesitzer an den Pächter.

## X. Aus der „Kritischen Geschichte“.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf die „Kritische Geschichte der Nationalökonomie“ auf „dieses Unternehmen“ des Herrn Dühring, das, wie er sagt, „ganz ohne Vorgänger ist.“ Vielleicht begegnen wir hier endlich der vielversprochenen letzten und strengsten Wissenschaftlichkeit.

Da die politische Dekonomie, wie sie geschichtlich aufgetreten, in der That nichts ist als die wissenschaftliche Einsicht in die Dekonomie der kapitalistischen Produktionsperiode, so können darauf bezügliche Sätze und Theoreme, z. B. bei den Schriftstellern der alten griechischen Gesellschaft, nur soweit vorkommen, wie gewisse Erscheinungen: Waarenproduktion, Handel, Geld, zinstragendes Kapital u. s. w. beiden Gesellschaften gemeinsam sind. Soweit die Griechen gelegentliche Streifzüge in dies Gebiet machen, zeigen sie dieselbe Genialität und Originalität wie auf allen andern Gebieten. Ihre Anschauungen bilden daher geschichtlich die theoretischen Ausgangspunkte der modernen Wissenschaft. Herr Dühring dagegen hat „in Bezug auf wissenschaftliche Wirthschaftstheorie vom Alterthum eigentlich (!) gar nichts Positives zu berichten“, und nur die „den Schein der Gelehrsamkeit eitel zur Schau tragende Manier“ der Konkurrenten seines „Unternehmens“ zwingt ihn zur „Notiznahme“ wenigstens einiger Beispiele.

Nehmen wir Aristoteles.

„Die Rolle des Geldes ist zu allen Zeiten die erste Hauptanregung zu wirthschaftlichen (!) Gedanken gewesen. Was wußte aber ein Aristoteles von dieser Rolle? Offenbar nichts weiter, als was in der Vorstellung liegt, daß der Austausch durch Ver-

mittlung des Geldes dem ursprünglichen Naturalaustausch gefolgt sei."

Wenn „ein“ Aristoteles sich aber herausnimmt, die zwei verschiedenen Cirkulationsformen des Geldes zu entdecken, die eine, worin es als bloßes Cirkulationsmittel, die andre, worin es als Geldkapital thätig ist, so drückt er hiermit, nach Herrn Dühring, „nur eine moralische Antipathie aus“. Wenn „ein“ Aristoteles sich gar vermißt, das Geld in seiner „Rolle“ als Werthmaß analysiren zu wollen, und in der That dies für die Lehre vom Gelde so entscheidende Problem richtig stellt, so hat Herr Dühring dafür nicht einmal eine „Notiznahme“, damit auch nicht etwa der „Schein der Gelehrsamkeit“ auf ihn falle. —

Das Kapitel des Herrn Dühring über die Merkantilisten liest sich viel besser im Original bei Fr. List, Kap. 29. Dieser ihrer Quelle entlehnt auch unsere „aus dem unmittelbaren Studium der eignen Schriften der Vertreter der nationalökonomischen und sozialistischen Ideentreife“ hervorgehende „Gedankengeschichte“ den Irrthum, als sei Antonio Serra's Schrift: *Breve trattato u. s. w.* das erste über politische Oekonomie geschriebne Werk, und sei gleichsam „eine Art Inschrift am Eingang der neueren Vorgeschichte der Oekonomie“; ein „schöngeistiges Mätzchen“, das alles umfaßt, was Herr Dühring vom *breve trattato* zu sagen hat. Leider erschien dies Werk erst 1613; aber schon 1609 war erschienen: „*A Discourse of Trade etc. by Thomas Mun.*“ Diese Schrift hat gleich in ihrer ersten Ausgabe die spezifische Bedeutung, daß sie gegen das ursprüngliche, damals noch als Staatspraxis in England vertheidigte Monetarsystem gerichtet ist, also die bewußte Selbstscheidung des Merkantilsystems von seinem Muttersystem darstellt. Bereits in ihrer ersten Form erlebte die Schrift mehrere Auflagen und übte direkten Einfluß auf die Gesetzgebung aus. In der vom Verfasser gänzlich umgearbeiteten und nach seinem Tod erschienenen Auflage von 1664: „*Englands Treasure etc.*“ blieb sie für weitere 100 Jahre merkantilistisches Evangelium. Hat der Merkantilismus also ein epochemachendes Werk „als eine Art Inschrift am Eingang“, so ist es dieses, und eben darum existirt es ganz und gar nicht für Herrn Dührings „die Rangverhältnisse sehr sorgfältig beobachtende Geschichte.“

Von dem Begründer der modernen politischen Oekonomie, Petty, theilt Herr Dühring uns mit, daß er „ein ziemliches Maß leichtfertiger Denkungsart“ besaß, ferner „Abwesenheit des Sinnes für die inneren und feineren Unterscheidungen der Begriffe“ . . . eine „Versatilität, die Vieles kennt, aber von dem Einen zum Andern leichten Fußes übergeht, ohne in irgend einem

Gedanken tieferer Art Wurzel zu schlagen" . . . er „verfährt in volkswirtschaftlicher Beziehung noch sehr roh“ und „gelangt zu Naivetäten, deren Kontrast . . . den ernstern Denker auch wohl einmal unterhalten kann.“ Welche nicht zu überschätzende Herablassung also, wenn der „ernstere Denker“ Herr Dühring überhaupt von „einem Petty“ Notiz zu nehmen geruht! Und wie nimmt er von ihm Notiz?

Petty's Sätze über „die Arbeit und sogar die Arbeitszeit als Werthmaß, wovon sich bei ihm unvollkommene Spuren vorfinden“, werden außer in diesem Satz gar nicht weiter erwähnt. Unvollkommene Spuren! In seinem Treatise on Taxes and Contributions (erste Ausgabe 1662) gibt Petty eine vollkommen klare und richtige Analyse der Werthgröße der Waaren. Indem er sie zunächst veranschaulicht an dem Gleichwerth von edlen Metallen und Korn, welche gleich viel Arbeit kosten, sagt er das erste und letzte „theoretische“ Wort über den Werth der edlen Metalle. Aber er spricht auch bestimmt und allgemein aus, daß die Waarenwerthe durch gleiche Arbeit (equal labour) gemessen werden. Er wendet seine Entdeckung auf die Lösung verschiedener, zum Theil sehr verwickelter Probleme an, und zieht stellenweis bei verschiedenen Gelegenheiten und in verschiedenen Schriften, auch wo der Hauptsatz nicht wiederholt wird, wichtige Konsequenzen aus demselben. Aber er sagt auch gleich in seiner ersten Schrift:

„Dies (die Schätzung durch gleiche Arbeit) behaupte ich, ist die Grundlage der Ausgleichung und Abwägung der Werthe; jedoch in dem Ueberbau und der praktischen Anwendung davon, gestehe ich, gibt es viel Mannichfaltiges und Verwickeltes.“ Petty ist sich also ebenjoseph der Wichtigkeit seines Fundes bewußt, wie der Schwierigkeit seiner Detailausnutzung. Er versucht daher auch einen andern Weg zu gewissen Detailzwecken. Es soll nämlich ein natürliches Gleichheitsverhältniß (a natural Par) zwischen Boden und Arbeit gefunden werden, so daß man den Werth beliebig „in jedem der Beiden oder noch besser in Beiden“ ausdrücken kann. Der Irrweg selbst ist genial.

Herr Dühring macht zu Petty's Werththeorie die scharfgedachte Bemerkung: „Hätte er selbst schärfer gedacht, so würde es gar nicht möglich sein, daß sich an andern Orten Spuren einer entgegengesetzten Auffassung vorfinden“. Nun laufen bei Adam Smith nicht nur zwei, sondern sogar drei, und ganz genau genommen sogar vier einander kraß entgegengesetzte Ansichten über den Werth ganz gemüthlich neben und unter einander. Und wie wir sahen, gibt uns Herr Dühring selbst ebenfalls fünf verschiedene Arten von Werth zur gefälligen Auswahl, und mit

ihnen ebensoviel entgegengesetzte Auffassungen. Allerdings, „hätte er selbst schärfer gedacht“, so würde er nicht so viel Mühe gebraucht haben, seine Leser aus der vollkommen klaren Petty'schen Auffassung des Werths zurückzuwerfen in die äußerste Konfusion.

Eine ganz abgerundete, aus einem Stück gegossene Arbeit Petty's ist sein *Quantulumcunque concerning Money*, 1682 publizirt, zehn Jahre nach seiner *Anatomy of Ireland* (diese erschien „zuerst“ 1672 und nicht 1691, wie Herr Dühring den „gangbarsten Lehrbuchkompilationen“ nachschreibt). Die letzten Spuren merkantilistischer Anschauungen, die man in andern Schriften von ihm antrifft, sind hier völlig verschwunden. Es ist ein kleines Meisterwerk nach Inhalt und Form; und figurirt eben deswegen auch nicht einmal dem Namen nach bei Herrn Dühring.

Von Locke's Angriffen gegen die Zinsbeschränkung durch Gesetz heißt es: „In einer Zeit, wo ein Dudley North seine *Discourses upon Trade* (1691) in der Richtung auf Freihandel schreiben konnte, mußte bereits Vieles gleichsam in der Luft liegen, was die theoretische Opposition gegen Zinsbeschränkungen nicht als etwas Unerhörtes erscheinen ließ.“

Locke's Schrift erschien ebenfalls 1691. Was „lag nun in der Luft“? Schon 1662 hatte „ein Petty“ in seiner ersten Schrift den Zins als „Geldrente, die wir Wucher nennen“, der „Rente vom Boden und von Häusern“ gegenüber gestellt, und den Grundbesitzern, die zwar nicht die Bodenrente, wohl aber die Geldrente gesetzlich niedermäßigeln wollten, vorgehalten das „eitle Bestreben und die Fruchtlosigkeit ein bürgerliches positives Gesetz zu machen gegen das Gesetz der Natur.“ Im *Quantulumcunque* erklärt derselbe Petty daher die gesetzliche Zinsregulation für ebenso albern wie eine Regulation der Ausfuhr der edlen Metalle oder aber des Wechselkurses. In derselben Schrift sagt er das ein für allemal Maßgebende über „raising of money“, das Erhöhen der Geldnamen, indem man z. B. einem halben Schillingstück den Namen von einem Schilling giebt und die Unze Silber in doppelt so viele Schillinge umprägt wie vorher. In Bezug auf diesen letzteren Punkt wird Petty fast nur kopirt von Locke und North. Mit Bezug auf den Zins knüpfen Beide, jeder in seiner Art, an den „in der Luft liegenden“ Petty direkt an. Während aber Locke die von Petty gelehrte Zinsfreiheit nur mit Beschränkungen, nimmt North sie absolut. Herr Dühring übertrifft sich selbst, wenn er Dudley North mit der Phrase abfertigt, er habe „in der Richtung auf Freihandel“ geschrieben. Es ist als wollte man von Harvey sagen, er hätte „in der Richtung“ auf Blutcirculation geschrieben. North's



Schrift — von ihren sonstigen Verdiensten abgesehen — ist eine klassische, mit rücksichtsloser Konsequenz geschriebene Auseinandersetzung der Freihandelslehre sowohl für den innern wie äußern Verkehr — im Jahre 1691 allerdings „etwas Unerhörtes“!

Locke und North lieferten uns den Beweis, wie die ersten kühnen Griffe, die Petty fast in allen Sphären der politischen Oekonomie that, von seinen englischen Nachfolgern aufgenommen und weiter verarbeitet wurden. Die Spuren dieses Prozesses während der Periode 1691—1752 drängen sich dem oberflächlichsten Beobachter schon dadurch auf, daß alle ihr angehörigen, bedeutenderen ökonomischen Schriften, positiv oder negativ, an Petty anknüpfen. Diese Periode, voll origineller Köpfe, ist daher für die Erforschung der Genesis der politischen Oekonomie die bedeutendste. Die „Geschichtszeichnung großen Stils“ — streicht sie einfach aus der Geschichte aus, um sofort am Eingang des wirklichen Tempels der politischen Oekonomie erscheinen zu lassen — David Hume.

Hume spielt in der „Kritischen Geschichte“ eine sehr wichtige Rolle. Dieser „ernste und subtile Denker“ hat nämlich die Ehre, den Dühring des 18. Jahrhunderts vorzustellen. Wie ein Hume zum Beweise dient, daß „die Schöpfung des ganzen Wissenschaftszweigs (der Oekonomie) eine That der erleuchteteren Philosophie gewesen ist“, so liegt in der Vorläuferchaft Hume's die beste Gewähr dafür, daß dieser ganze Wissenschaftszweig seinen zunächst absehbaren Abschluß finden wird in jenem phänomenalen Mann, der die bloß „erleuchtete“ Philosophie umgeschaffen hat in die absolut lichtvolle Wirklichkeitsphilosophie, und bei dem sich, ganz wie bei Hume, und was „auf deutschem Boden bisher ohne Beispiel, . . . die Pflege der Philosophie im engeren Sinn mit wissenschaftlichen Bemühungen um die Volkswirtschaft gepaart findet“. Wir finden demgemäß den als Oekonom immerhin respektablen Hume aufgebläht zu einem ökonomischen Stern erster Größe, dessen Bedeutung bisher nur derselbe Neid verkennen konnte, der auch Herrn Dührings „für die Epoche maßgebende“ Leistungen bisher so hartnäckig todtischweigt.

In der That folgt Hume in den 1752 erschienenen zusammengehörigen Aufsätzen über Geld, Handelsbilanz und Handel, Schritt für Schritt Jacob Vanderlint's: Money answers all things, London 1734. Wie Vanderlint, behandelt Hume das Geld als bloßes Werthzeichen; er kopirt fast wörtlich (und dies ist wichtig, da er die Werthzeientheorie aus vielen andern Schriften hätte entnehmen können) aus Vanderlint, warum die Handelsbilanz nicht beständig gegen oder für ein Land sein kann; er lehrt, wie Vanderlint, das Gleichgewicht der Bilanzen, das

sich natürlich, den verschiedenen ökonomischen Positionen der einzelnen Länder gemäß, herstelle; er predigt, wie Vanderlint, den Freihandel, nur weniger kühn und konsequent; er hebt mit Vanderlint, nur flacher, die Bedürfnisse als Treiber der Produktion hervor; er folgt Vanderlint in dem irrigen Einfluß auf die Waarenpreise, den er dem Bankgeld und sämtlichen öffentlichen Werthpapieren zuschreibt; er verwirft mit Vanderlint das Kreditgeld; wie Vanderlint, macht er die Waarenpreise abhängig vom Preis der Arbeit, also vom Arbeitslohn; er kopirt ihn sogar die Schrulle, daß Schatzansammlung die Waarenpreise niedrig halte u. s. w. u. s. w.

Bei Hume ist also das Geld bloßes Werthzeichen, und danach müssen die Waarenpreise — bei sonst gleichbleibenden Umständen — sinken im Verhältniß wie die circulirende Geldmenge wächst und steigen im Verhältniß, wie sie abnimmt. Nun aber zeigt seine Untersuchung der Wirkungen, die der Zuwachs von Gold und Silber seit Entdeckung der amerikanischen Minen auf die Industrie ausübte, daß Hume jede Vermehrung der edlen Metalle zusammenwirft mit derjenigen, die von ihrer Entwerthung begleitet ist, und daher nicht dazu kommt, sich die eigentlich wissenschaftliche Frage zu stellen: ob und wie eine Vermehrung der edlen Metalle, bei gleichbleibendem Werth derselben, auf die Waarenpreise wirkt. Von diesem, selbst von ihrem eignen Standpunkt aus sehr wesentlichen Mangel der Hume'schen Geldtheorie findet sich in der „Geschichtszeichnung großen Styls“ selbstredend kein Sterbenswörtchen.

Die eben erwähnte Verwechslung war bei Hume unvermeidlich, weil er nicht die allergeringste Einsicht in die Funktion der edlen Metalle als Werthmaß hatte. Er konnte sie nicht haben, weil er absolut nichts vom Werth selbst wußte. Das Wort selbst erscheint vielleicht nur einmal in seinen Aufsätzen, und zwar wo er Locke's Irrthum, die edlen Metalle hätten „einen nur eingebildeten Werth“, weiter dahin verballhornt, sie hätten „hauptsächlich einen fiktiven Werth.“

Er steht hier tief, nicht nur unter Petty, sondern auch unter manchem seiner englischen Zeitgenossen. Er zeigt dieselbe „Rückständigkeit“, wenn er noch immer in altmodischer Weise den „Kaufmann“ als die erste Triebfeder der Produktion feiert, worüber schon Petty längst hinaus war. Was gar Herrn Dühring's Versicherung betrifft, Hume habe sich in seinen Aufsätzen mit den „wirthschaftlichen Hauptverhältnissen“ beschäftigt, so vergleiche man auch nur die von Adam Smith citirte Schrift Cantillon's (erschieden, wie Hume's Aufsätze, 1752, aber lange nach dem Tod des Verfassers), um über den engen Umkreis der Hume's-

schen ökonomischen Arbeiten zu staunen. Hume, wie gesagt, bleibt trotz des ihm von Herrn Dühring ausgestellten Patents, auch im Gebiet der politischen Ökonomie respektabel, aber er ist hier nichts weniger als ein origineller Forscher und noch viel minder epochemachend. Die Wirkung seiner ökonomischen Aufsätze auf die gebildeten Kreise seiner Zeit entsprang nicht bloß aus der vorzüglichen Darstellungsweise, sondern weit mehr noch daher, daß sie eine fortschrittlich-optimistische Verherrlichung der damals in England rasch aufstrebenden kapitalistischen Gesellschaft waren. So unterstützt er in dem Aufsatz über Steuern das seit dem berüchtigten Robert Walpole planmäßig zur Entlastung der Grundbesitzer und Reichen überhaupt ausgebeutete, und von der Volksmasse leidenschaftlich bekämpfte System der indirekten Besteuerung, und sagt unter anderm: Verbrauchssteuern müßten sehr hoch und sehr ungeschickt erhoben sein, wenn der Arbeiter sie nicht selbst durch erhöhte Umsigkeit und Frugalität erschwingen könne, ohne den Preis seiner Arbeit zu erhöhen.

Wie nicht anders bei einem Schotten zu erwarten, war Hume's Bewunderung des bürgerlichen Erwerbs keineswegs rein platonisch. Armer Teufel von Haus aus, brachte er es zu einer sehr, sehr schwer tausendpfündigen jährlichen Einnahme, was Herr Dühring sinnig so ausdrückt: „Er war durch eine gute Privatökonomie auf der Grundlage sehr geringer Mittel dahin gelangt, Niemandem zu Gefallen schreiben zu müssen.“ Wenn Herr Dühring ferner sagt: „Er hatte nie dem Einfluß der Parteien, der Fürsten oder der Universitäten das geringste Zugeständniß gemacht“, so ist zwar nicht bekannt, daß Hume je mit einem „Wagener“ literarische Kompagniegeschäfte gemacht, wohl aber, daß er ein unverdrossener Parteigänger der Whig-Oligarchie war, die „Kirche und Staat“ hochhielt, und zum Lohn für dies Verdienst erst den Posten eines Gesandtschaftssekretärs zu Paris bekam, und später den ungleich wichtigeren und einträglicheren eines Unterstaatssekretärs. „In politischer Hinsicht war und blieb Hume stets konservativ und streng monarchisch gesinnt. Er wurde daher auch von den Anhängern des bestehenden Kirchenthums nicht so arg verkehrt als Gibbon“, sagt der alte Schlosser. „Dieser selbstische Hume, dieser Geschichtslügner“, schilt die englischen Mönche fett, ehe- und familienlos, vom Bettel lebend, „aber er hat nie eine Familie oder ein Weib gehabt, und war selbst ein großer fetter Bursche, in beträchtlichem Umfang gemästet von öffentlichem Geld, ohne es je durch irgend welchen wirklichen öffentlichen Dienst verdient zu haben“, sagt der „roh“ plebejische Cobbett. Hume hat „in der

praktischen Behandlung des Lebens in wesentlichen Richtungen vor einem Kant sehr viel voraus“, sagt Herr Dühring. —

Die physiokratische Schule hat uns bekanntlich in Quesnay's „ökonomischem Tableau“ ein Räthsel hinterlassen, an dem die bisherigen Kritiker und Geschichtschreiber der Dekonomie sich umsonst die Zähne ausgebissen haben. Dies Tableau, das die physiokratische Vorstellung von der Produktion und Cirkulation des Gesamtreichthums eines Landes klar zur Anschauung bringen sollte, blieb für die ökonomische Nachwelt dunkel genug. Herr Dühring wird uns auch hier das endgültige Licht aufstecken. Was dies „ökonomische Abbild der Verhältnisse der Produktion und Vertheilung bei Quesnay selbst zu bedeuten habe“, sagt er, lasse sich nur angeben, wenn man „zuvor die ihm eigenthümlichen leitenden Begriffe genau untersucht hat“. Und zwar um so mehr, als diese bisher nur mit einer „schwankenden Unbestimmtheit“ dargestellt und selbst bei Adam Smith „ihre wesentlichen Züge nicht zu erkennen“ seien. Solcher „herkömmlichen leichtfertigen Berichterstattung“ wird nun Herr Dühring ein für allemal ein Ende machen. Und nun hält er seinen Leser durch volle fünf Seiten zum Besten, fünf Seiten, auf denen allerlei gespreizte Wendungen, stete Wiederholungen und berechnete Unordnung die fatale Thatsache verdecken sollen, daß Herr Dühring über die „leitenden Begriffe“ Quesnays kaum soviel mitzutheilen hat, wie die „gangbarsten Lehrbuch-Kompilationen“, vor denen er so unermüdlich warnt. Es ist „eine der bedenklichsten Seiten“ dieser Einleitung, daß auch hier schon das bisher nur dem Namen nach bekannte Tableau schon gelegentlich beschnuppert, dann aber sich in allerhand „Reflexionen“ verlaufen wird, wie z. B. „den Unterschied von Aufwendung und Erfolg.“ Wenn dieser „zwar in der Quesnay'schen Idee nicht fertig anzutreffen ist“, so wird dahingegen Herr Dühring uns ein fulminantes Exempel davon geben, sobald er von seiner langgedehnten einleitenden „Aufwendung“ zu seinem merkwürdig kurzathmigen „Erfolg“ kommt, den Aufschluß über das Tableau selbst. Geben wir nun Alles, aber auch Alles wörtlich, was er über das Tableau Quesnay's mitzutheilen für gut findet.

In der „Aufwendung“ sagt Herr Dühring: „Ihm (Quesnay) erschien es als selbstverständlich, daß man den Ertrag (Herr Dühring hatte eben vom Nettoprodukt gesprochen) als einen Geldwerth auffassen und behandeln müsse . . . er knüpfte seine Ueberlegungen (!) sofort an die Geldwerthe an, die er als Verkaufsergebnisse aller landwirthschaftlichen Erzeugnisse bei dem Uebergang aus der ersten Hand voraussetzte. Auf diese Weise (!) operirt er in den Kolonnen seines Tableau mit einigen Williar-

den“ (d. h. Geldwerthen). Wir haben hiermit dreimal erfahren, daß Quesnay im Tableau mit den „Geldwerthen“ der „landwirthschaftlichen Erzeugnisse“, eingeschlossen dem des „Nettoprodukts“ oder „Reinertrags“ operirt. Weiter im Text: „Hätte Quesnay den Weg einer wirklich natürlichen Betrachtungsweise eingeschlagen und hätte er sich nicht bloß von der Rücksicht auf die edlen Metalle und die Geldmenge, sondern auch derjenigen auf die Geldwerthe freigemacht . . . So aber rechnet er mit lauter Werthsummen und dachte sich (!) das Nettoprodukt von vornherein als einen Geldwerth“. Also zum vierten und fünften Mal: im Tableau giebt's nur Geldwerthe!

„Er (Quesnay) gewann dasselbe (das Nettoprodukt), indem er die Auslagen in Abzug brachte und hauptsächlich“ (nicht herkömmliche, aber dafür desto leichtfertiger Berichterstattung!) „an denjenigen Werth dachte (!), der dem Grundeigenthümer als Rente zufiele.“ — Immer noch nicht vom Fleck; doch jetzt wird's kommen: „Andererseits geht nun aber auch“ — dies „nun aber auch“ ist eine Perle! — „das Nettoprodukt als Naturalgegenstand in die Circulation und wird auf diese Weise ein Element, durch welches die als steril bezeichnete Klasse . . . zu unterhalten . . . ist. Hier kann man sofort (!) die Verwirrung bemerken, welche dadurch entsteht, daß in dem einen Fall der Geldwerth, in dem andern die Sache selbst den Gedankengang bestimmt.“ — Im Allgemeinen, scheint es, krankt alle Waarencirculation an der „Verwirrung“, daß Waaren gleichzeitig als „Naturalgegenstand“ und als „Geldwerth“ in sie eingehn. Aber wir drehn uns immer noch im Kreis um die „Geldwerthe“, denn „Quesnay will eine doppelte Ansetzung des volkswirthschaftlichen Ertrags vermeiden.“

Mit Erlaubniß des Herrn Dühring: Unten in Quesnay's „Analyse“ des Tableau figuriren die verschiedenen Produktarten als „Naturalgegenstände“, und oben im Tableau selbst ihre Geldwerthe. Quesnay hat sogar später durch seinen Famulus, den Abbé Beaudeau, auch gleich ins Tableau selbst die Naturalgegenstände neben ihre Geldwerthe eintragen lassen.

Nach soviel „Aufwendung“ endlich der „Erfolg“. Man höre und stane: „Doch wird die Inkonsequenz“ (mit Rücksicht auf die den Grundeigenthümern von Quesnay zugeschriebene Rolle) „sofort lar, sobald man danach fragt, was denn aus dem als Rent angeeigneten Nettoprodukt im volkswirthschaftliche Kreislauf werde. Hier ist für die Vorstellungsart der Phykroten und für das ökonomische Tableau nur eine bis zum Mysticismus steigende Verworrenheit und Willkür möglich gewesen.“

Ende gut, Alles gut. Also Herr Dühring weiß nicht „was denn im wirthschaftlichen Kreislauf (den das Tableau vorstellt) aus dem als Rente angeeigneten Nettoprodukt werde“. Das Tableau ist für ihn „die Quadratur des Kreises“. Er versteht eingeständenermaßen nicht das Abc der Physiokratie. Nach all dem Herumgehen um den heißen Brei, dem leeres Stroh Dreschen, den Kreuz- und Quersprüngen, Harlekinaden, Episoden, Diverfionen, Wiederholungen und sinnbetäubenden Durcheinanderwürfungen, die uns lediglich vorbereiten sollten auf den gewaltigen Aufschluß, „was das Tableau bei Quesnay selbst zu bedeuten habe“ — nach alledem zum Schluß das beschämte Eingeständniß des Herrn Dühring, er wisse es selber nicht!

Einmal dies schmerzliche Geheimniß abgeschüttelt, diese horazische schwarze Sorge, die ihm während des Ritts durchs physiokratische Land auf dem Buckel saß, stößt unser „ernster und subtiler Denker“ wieder munter in die Posaune wie folgt: „Die Linien, welche Quesnay in seinem übrigens ziemlich einfachen (!) Tableau hin und her zieht“ (es sind ihrer Alles in Allem ganzer sechs!) „und welche die Circulation des Nettoprodukts darstellen sollen“, geben zu bedenken, ob „bei diesen wunderlichen Kolonnenverknüpfungen“ keine Mathematik-Phantastik unterlaufe, erinnern an Quesnay's Beschäftigung mit der Quadratur des Kreises u. s. w. Da Hr. Dühring diese Linien, trotz aller Einfachheit, eingeständenermaßen unverständlich bleiben, muß er sie nach seiner beliebten Manier verdächtigen. Und nun kann er getrost dem fatalen Tableau den Gnadenstoß geben: „Indem wir das Nettoprodukt von dieser bedenklichsten Seite betrachtet haben“ u. s. w. Nämlich das nothgedrungene Eingeständniß, daß er nicht das erste Wort vom Tableau économique versteht und von der „Rolle“ die das darin figurirende Nettoprodukt dabei spielt — das nennt Herr Dühring „die bedenklichste Seite des Nettoprodukts“! Welcher Galgenhumor!

Damit nun aber unsere Leser nicht in derselben grausamen Unwissenheit über das Tableau Quesnay's bleiben, wie es nothwendig diejenigen sind, welche ihre ökonomische Weisheit aus „erster Hand“ von Hr. Dühring beziehen, in Kurzem Folgendes:

Bekanntlich theilt sich bei den Physiokraten die Gesellschaft in drei Klassen: 1) die produktive, d. h. die wirklich im Ackerbau thätige Klasse, Pächter und Landarbeiter; sie heißen produktiv, weil ihre Arbeit einen Ueberschuß läßt — die Rent. 2) Die Klasse, welche diesen Ueberschuß aneignet, umfassend die Grundbesitzer und die von ihr abhängige Gefolgschaft, den Fürsten und überhaupt die vom Staat gezahlten Beamten und endlich auch die Kirche in ihrer besondern Eigenschaft als Meignerin des

Zehntens. 3) Die gewerbtreibende oder sterile (unfruchtbare) Klasse, steril, weil sie nach physiokratischer Ansicht den ihr von der produktiven Klasse gelieferten Rohstoffen nur soviel Werth zuseht, als sie an den ihr von derselben Klasse gelieferten Lebensmitteln verzehrt. Das Tableau Quesnay's soll nun veranschaulichen, wie das jährliche Gesamtprodukt eines Landes (in der That Frankreichs) innerhalb dieser drei Klassen cirkulirt und der jährlichen Reproduktion dient.

Die erste Voraussetzung des Tableau ist, daß das Pächtersystem und mit ihm die große Agrikultur im Sinn von Quesnay's Zeit allgemein eingeführt ist, wobei ihm als Vorbild die Normandie, Picardie, Ile de France und einige andere französische Provinzen gelten. Der Pächter erscheint daher als der wirkliche Leiter der Agrikultur, repräsentirt im Tableau die ganze produktive (ackerbautreibende) Klasse, und zahlt dem Grundeigenthümer eine Rente in Geld. Der Gesamtheit der Pächter wird ein Anlagekapital von 10 Milliarden Livres zugeschrieben, wovon  $\frac{1}{5}$  oder 2 Milliarden jährlich zu ersetzendes Betriebskapital, ein Anschlag, wofür wieder die bestbebauten Pachtungen der erwähnten Provinzen maßgebend waren.

Fernere Voraussetzungen sind: 1) Daß konstante Preise und einfache Reproduktion statthaben, der Einfachheit halber; 2) daß alle Cirkulation, die bloß innerhalb einer einzelnen Klasse stattfindet, ausgeschlossen bleibt und bloß die Cirkulation zwischen Klasse und Klasse berücksichtigt wird; 3) daß alle Käufe resp. Verkäufe, die von Klasse zu Klasse im Laufe des Betriebsjahrs stattfinden, in eine einzige Gesamtsumme zusammengefaßt sind. Endlich erinnere man sich, daß zu Quesnay's Zeit in Frankreich, wie mehr oder minder in ganz Europa, die eigne Hausindustrie der Bauernfamilie den weitaus beträchtlichsten Theil ihrer nicht zur Klasse der Nahrungsmittel gehörenden Bedürfnisse lieferte, und daher als selbstverständliches Zubehör des Ackerbaus hier vorausgesetzt wird.

Der Ausgangspunkt des Tableau ist die Gesamternte, das deswegen auch gleich oben an darin figurirende Bruttoproduct der jährlichen Bodenerzeugnisse oder die „totale Reproduktion“ des Landes, hier Frankreichs. Die Werthgröße dieses Bruttoproducts wird geschätzt nach den Durchschnittspreisen der Bodenerzeugnisse bei den handeltreibenden Nationen. Es beträgt fünf Milliarden Livres, eine Summe, die nach den damals möglichen statistischen Veranschlagungen den Geldwerth des landwirthschaftlichen Bruttoproducts von Frankreich ungefähr ausdrückt. Dies, und nichts anders, ist der Grund, warum Quesnay im Tableau „mit einigen Milliarden operirt“, nämlich mit fünf, und nicht

mit fünf Livres. Dies Gesammtbruttoprodukt dient zur Reproduktion, sowohl der Geldrente der Grundbesitzer (unter welchem Namen wir Quesnay's zweite Klasse zusammenfassen), wie des Betriebskapitals, einerseits der produktiven, andererseits der sterilen Klasse, und zwar so, daß nach Quesnay's Anschlag, 2 Milliarden (wie oben) das Betriebskapital der produktiven Klasse, 2 Milliarden die Rente der Grundbesitzer, und eine Milliarde das Betriebskapital der sterilen Klasse bilden: Summa 5 Milliarden. Diese Vertheilungssummen figuriren oben an im Tableau.

Die produktive Klasse, am Anfang des ökonomischen Jahres z. B. 1759, ist also im Besitz der Gesammtrente des Jahres 1758, im Gesammtwerth von 5 Milliarden. Während des Jahres 1758 aber ist der Pächterklasse — wie, wird sich zeigen — das baare Geld als Aequivalent eines Theils der Ackerbauprodukte von 1757 wieder zugeströmt, das sie am Anfang von 1758 den Grundbesitzern als Rente gezahlt hatte — also 2 Milliarden in Baar, welche nach Quesnay die gesammte cirkulirende Geldsumme der Nation repräsentiren. Sie ist also im Stande, mit diesem Geld die Grundrente für 1758 zu zahlen — 2 Milliarden.

Von den im Jahre 1758 produzierten Ackerbauerzeugnissen im Werth von 5 Milliarden dienen Produkte im Werth von 2 Milliarden zum Ersatz des vorgeschossenen und verbrauchten Betriebskapitals der produktiven Klasse. Es bleibt ein Ueberschuß im Werth von 3 Milliarden, wovon aber, wie wir sehen werden, nur 2 Milliarden das eigentliche Nettoprodukt bilden. Dieser Ueberschuß besteht zu  $\frac{2}{3}$  aus Lebensmitteln im Werth von 2 Milliarden, und zu  $\frac{1}{3}$  aus Rohstoffen im Werth von 1 Milliarde.

Die Klasse der Grundbesitzer figurirt am Anfang des neuen ökonomischen Jahres nur mit ihrem Anspruch auf 2 Milliarden Grundrente.

Die sterile Klasse hat im Laufe des ökonomischen Jahres ein Betriebskapital von 1 Milliarde verausgabt, das blos aus Rohstoffen bestand, da Werkzeuge u. s. w. zu den Erzeugnissen dieser Klasse selbst zählen. Der Lohn für die Arbeit, durch welche die sterile Klasse jenes Rohmaterial in Manufakturwaaren verwandelt, ist gleich dem Werth der Lebensmittel, die sie, in letzter Instanz, von der produktiven Klasse erhält. Obwohl selbst in Kapitalisten und Lohnarbeiter zerfallend, steht sie nach Quesnay's Grundanschauung als Gesammtklasse im Sold der produktiven Klasse und der Grundeigenthümer. Da, wie vorausgesetzt, alle Käufe und Verkäufe von Klasse zu Klasse während des ganzen Jahres in je einen einzigen Akt zusammengefaßt werden, so erscheint, wie oben die produktive Klasse, so hier die sterile, am



Schluß des ökonomischen Jahres als Besitzerin ihres ganzen Jahresprodukts, d. h. von Waaren zum Werth von 2 Milliarden, wovon 1 Milliarde den Werth der Rohstoffe, die andere den der während der Verarbeitung dieser Rohstoffe verzehrten Lebensmittel darstellt.

Nun zu der Bewegung, die im Tableau vorge stellt wird durch die geheimnißvollen Linien, die Herr Dühring so viel „zu bedenken geben“, leider ohne irgend welchen „Erfolg“.

Erste Cirkulation. Die Pächter zahlen den Grundeigenthümern „ohne Gegenleistung“ die ihnen zukommende Rente, 2 Milliarden Geld. Mit einer dieser Milliarden kaufen die Grundeigenthümer Lebensmittel von den Pächtern, denen so die eine Hälfte des Rentebetrags zurückfließt.

Zweite Cirkulation. Mit der andern Milliarde Geld kaufen die Grundbesitzer Manufakturwaaren von der sterilen Klasse, und diese wieder mit dem erhaltenen Geld für eine Milliarde Lebensmittel von den Pächtern.

Dritte Cirkulation. Die Pächter kaufen von der sterilen Klasse für eine Milliarde Geld Manufakturwaaren zum selben Werth (größtentheils Werkzeuge und andere für den Ackerbau nöthige Industrieerzeugnisse). Die sterile Klasse schickt ihnen dasselbe Geld zurück, indem sie damit Rohstoffe für 1 Milliarde kauft, zum Ersatz ihres eignen Betriebskapitals. Damit sind den Pächtern die von ihnen in Zahlung der Rente verausgabten 2 Milliarden Baargeld wieder zurückgeflossen, und die Bewegung ist fertig. Und damit ist auch das große Räthsel gelöst, „was denn aus dem als Rente angeeigneten Nettoprodukt im wirthschaftlichen Kreislauf wird.“

Wir hatten oben in den Händen der produktiven Klasse, am Anfangspunkt des Prozesses, einen Ueberschuß von 3 Milliarden. Davon wurden nur 2 als Nettoprodukt, in der Gestalt von Rente, an die Grundeigenthümer gezahlt. Die dritte Milliarde des Ueberschusses bildet den Zins für das Gesamt-Anlagekapital der Pächter, also für 10 Milliarden 10 Prozent. Diesen Zins erhalten sie — wohlzumerken — nicht aus der Cirkulation; er befindet sich in natura in ihrer Hand, und sie realisiren ihn nur durch die Cirkulation, indem sie ihn vermitteltst derselben in Manufakturwaaren von gleichem Werth umsetzen. Ohne diesen Zins würde nach Quesnay der Pächter, der Hauptagent der Agrikultur, ihr das Anlagekapital nicht vorschießen; die Aneignung dieser Milliarde des landwirthschaftlichen Mehrertrags ist also schon hiernach bei den Physiokraten ein ebenso nothwendiges Element der Reproduktion wie die Pächterklasse selbst. Diese dritte Milliarde des Ueberschusses zählt aber nicht als „Netto-

produkt“, denn dies ist grade dadurch charakterisirt, daß es verzehrbar ist ohne Rücksicht auf die unmittelbaren Bedürfnisse der jährlichen Gesamt-Reproduktion. Die Milliarde Zins dient nach Duesnay vielmehr zunächst für die laufenden Reparaturen und Erneuerungen des Anlagekapitals, ferner als Reservefonds gegen Unfälle, und unter Umständen zu Neuanlagen und Vergrößerung des Betriebskapitals.

Der ganze Hergang ist allerdings „ziemlich einfach“. Es wurden in die Cirkulation geworfen: von den Pächtern 2 Milliarden Geld, zur Zahlung der Rente, und für 3 Milliarden Produkte, wovon  $\frac{2}{3}$  Lebensmittel und  $\frac{1}{3}$  Rohstoffe; von der sterilen Klasse für 2 Milliarden Manufakturwaaren. Von den Lebensmitteln im Betrag von 2 Milliarden wird die eine Hälfte von den Grundeigenthümern nebst Anhang verzehrt, die andere von der sterilen Klasse in Zahlung ihrer Arbeit. Die Rohstoffe für 1 Milliarde ersetzen das Betriebskapital derselben Klasse. Von den cirkulirenden Manufakturwaaren im Betrag von 2 Milliarden fällt die eine Hälfte den Grundeigenthümern zu, die andre den Pächtern, für welche sie nur eine verwandelte Form des, erster Hand aus der landwirthschaftlichen Reproduktion gewonnenen, Zinses für ihr Anlagekapital ist. Das Geld aber, das der Pächter mit Zahlung der Rente in die Cirkulation geworfen, strömt ihm durch den Verkauf seiner Produkte zurück, und so kann derselbe Kreislauf im nächsten ökonomischen Jahr von Neuem durchlaufen werden.

Und nun bewundere man die „wirklich kritische“, der „herkömmlichen leichtfertigen Berichterstattung“ so unendlich überlegene Darstellung des Herrn Dühring. Nachdem er fünfmal hintereinander in geheimnißvoller Weise uns vorgehalten, wie bedenklich Duesnay im Tableau mit bloßen Geldwerthen operire, was sich noch dazu als falsch erwies, kommt er endlich zu dem Resultat, daß, sobald man danach fragt, „was denn aus dem als Rente angeeigneten Nettoprodukt im volkswirthschaftlichen Kreislauf werde“, sei „für das ökonomische Tableau nur eine bis zum Mysticismus steigende Verworrenheit und Willkür möglich.“ Wir haben gesehen, daß das Tableau, diese ebenso einfache wie für ihre Zeit geniale Darstellung des jährlichen Reproduktionsprozesses, wie er durch die Cirkulation vermittelt wird, sehr genau darauf antwortet, was aus diesem Nettoprodukt im volkswirthschaftlichen Kreislauf wird, und somit verbleibt der „Mysticismus“ und die „Verworrenheit und Willkür“ wiederum einzig und allein dem Herrn Dühring „als bedenklichste Seite“ und einziges „Nettoprodukt“ seiner physisokratischen Studien. —

Ganz ebenso vertraut, wie mit der Theorie der Physisokraten,

ist Herr Dühring mit ihrer geschichtlichen Wirkung. „Mit Turgot“, belehrt er uns, „war die Physiokratie in Frankreich praktisch und theoretisch zu ihrem Ende gelangt.“ Wenn aber Mirabeau in seinen ökonomischen Anschauungen wesentlich Physiokrat, wenn er in der konstituierenden Versammlung von 1789 erste ökonomische Autorität war, wenn diese Versammlung in ihren ökonomischen Reformen einen großen Theil der physiokratischen Sätze aus der Theorie in die Praxis übersetzte, und namentlich auch das „ohne Gegenleistung“ vom Grundbesitz angeeignete Netto-Produkt, die Grundrente, mit einer starken Steuer belegte, so existirt das Alles nicht für „einen“ Dühring. —

Wie der lange Strich durch den Zeitraum 1691—1752 alle Vorgänger Hume's aus dem Weg räumte, so ein anderer Strich den zwischen Hume und Adam Smith liegenden Sir James Steuart. Von dessen großem Werk, das, abgesehen von seiner historischen Wichtigkeit, das Gebiet der politischen Oekonomie nachhaltig bereichert hat, steht in dem „Unternehmen“ des Herrn Dühring keine Silbe. Dafür aber belegt dieser den Steuart mit dem stärksten Schimpfwort, das es in seinem Verikon giebt, und sagt, er sei „ein Professor zur Zeit A. Smiths“ gewesen. Leider ist diese Verdächtigung rein erfunden. Steuart war in der That ein schottischer Großgrundbesitzer, der, wegen angeblicher Betheiligung an der Stuart'schen Verschwörung aus Großbritannien verbannt, durch seinen längeren Aufenthalt und seine Reisen auf dem Kontinent sich mit den ökonomischen Zuständen verschiedener Länder vertraut machte.

Kurzum: nach der „Kritischen Geschichte“ hatten alle früheren Oekonomen nur den Werth, entweder als „Ansätze“ zu Herrn Dühring's „maßgebender“ tieferer Grundlegung, oder aber durch ihre Verwerflichkeit ihr erst recht als Folie zu dienen. Jedemoch giebt es auch in der Oekonomie einige Heroen, die nicht nur „Ansätze“ zur „tieferen Grundlegung“ bilden, sondern „Sätze“, aus denen sie, wie in der Naturphilosophie vorgeschrieben, nicht „entwickelt“, sondern gradezu „komponirt“ ist: nämlich „die unvergleichlich hervorragende Größe“ List, die zu Nutz und Frommen deutscher Fabrikanten die „subtileren“ merkantilistischen Lehren eines Ferrier u. A. in „gewaltigere“ Worte aufgebläht hat; ferner Carey, der in folgendem Satz den aufrichtigen Kern seiner Weisheit bloslegt: „Ricardo's System ist ein System der Zwietracht . . . es läuft hinaus auf die Erzeugung der Klassenfeindschaft . . . seine Schrift ist das Handbuch des Demagogen, der die Macht anstrebt vermittelst der Landtheilung, des Kriegs und der Plünderung“; endlich zu guter Letzt der Londoner City Confusius Mac Leod.

Danach dürften Leute, die in der Gegenwart und zunächst absehbaren Zukunft Geschichte der politischen Dekonomie studiren wollen, immer noch bedeutend sicherer fahren, wenn sie sich bekannt machen mit den „wässerigen Erzeugnissen“, „Plattheiten“ und „breiten Bettelsuppen“ der „gangbarsten Lehrbuchkompilationen“, als wenn sie sich verlassen auf die „Geschichtszeichnung großen Styls“ des Herrn Dühring.

Was ergibt sich nun schließlich als das Resultat unserer Analyse des Dühring'schen „eigen erzeugten Systems“ der politischen Dekonomie? Nichts als die Thatsache, daß wir mit all den großen Worten und noch gewaltigeren Versprechungen ebenso hinter's Licht geführt worden sind wie in der „Philosophie“. Die Theorie des Werths, dieser „Brüffstein der Gediegenheit ökonomischer Systeme“, lief darauf hinaus, daß Herr Dühring unter Werth fünferlei total verschiedene und einander schnurstracks widersprechende Dinge versteht, und also im besten Fall selbst nicht weiß was er will. Die mit soviel Pomp angekündigten „Naturgesetze aller Wirthschaft“ erwiesen sich als lauter weltbekannte und oft noch nicht einmal richtig gefasste Plattheiten der ärgsten Art. Die einzige Erklärung ökonomischer Thatsachen, die uns das eigen erzeugte System zu geben hat, ist, daß sie Resultate der „Gewalt“ seien, eine Redensart, womit der Philister aller Nationen sich seit Jahrtausenden über alles ihm widersahrene Ungemach tröstet, und womit wir nicht mehr wissen als vorher. Statt diese Gewalt aber nach ihrem Ursprung und ihren Wirkungen zu untersuchen, muthet Herr Dühring uns zu, uns bei dem bloßen Wort „Gewalt“ als letzter Endursache und endgültiger Erklärung aller ökonomischen Erscheinungen dankbarst zu beruhigen. Gezwungen, über die kapitalistische Ausbeutung der Arbeit weitere Aufschlüsse zu geben, stellt er sie erst im Allgemeinen dar als beruhend auf Bezollung und Preisaufschlag, hier ganz die Proudhon'sche „Vornwegnahme“ (prélevement) sich eignend, um dann nachher im Besondern sie zu erklären vermittelt der Marx'schen Theorie von Mehrarbeit, Mehrprodukt und Mehrwerth. Er bringt es also fertig, zwei total widersprechende Anschauungsweisen glücklich zu versöhnen, indem er sie beide in Einem Athem abschreibt. Und wie er in der Philosophie nicht grobe Worte genug hatte für denselben Hegel, den er unaufhörlich verächtigend ausbeutet, so dient in der „Kritischen Geschichte“ die bodenloseste Verlästerung von Marx nur zur Verdeckung der Thatsache, daß alles noch einigermaßen Rationelle, was sich im

„Kursus“ über Kapital und Arbeit vorfindet, ebenfalls ein verächtigendes Plagiat an Marx ist. Die Unwissenheit, die im Kursus an den Anfang der Geschichte der Kulturvölker den „großen Grundbesitzer“ stellt und kein Wort weiß von der Gemeinschaft des Grundeigentums der Stamm- und Dorfgemeinden, von der alle Geschichte in Wirklichkeit ausgeht — diese heutzutage fast unbegreifliche Unwissenheit wird beinahe noch übertroffen von derjenigen, die sich in der „Kritischen Geschichte“ als „universelle Weite des geschichtlichen Umblicks“ nicht wenig auf sich selbst zu Gute thut, und von der wir nur ein paar abschreckende Beispiele gegeben haben. In Einem Wort: erst die kolossale „Aufwendung“ von Selbstanpreisung, von marktschreierischen Possaunenstößen, von einander übergipfelnden Verheißungen; und dann der „Erfolg“ — gleich Null.